

Tages Woche

Freitag
23.12.2016

Nr. 52/53

Fr. 5.–

Doppelnummer

Nächste Ausgabe: 06.01.2017

Flüchtlinge

Wie Rohula Ahmadi
den Weg aus dem Iran
in die Schweiz fand.

Seite
6



ANGEKOMMEN

ANZEIGE

DER FIGURATIVE POLLOCK

2. Oktober 2016 — 22. Januar 2017
Neubau: St. Alban-Graben 20

kunstmuseum basel

CREDIT SUISSE 

**Bewahren Sie diese
Zeitung sorgfältig auf.
Sie ist die einzige
Schlafunterlage
für Sie und Ihre
kleine Schwester.**

**Traurige Realität für Millionen Opfer
von Kinderhandel und Ausbeutung.**



**Jetzt per SMS Fr. 20.– spenden:
tdh 20 an 488.**



Terre des hommes

Kinderhilfe weltweit.

tdh.ch

INHALT

3

Das Jahr in Bildern

FOTO: LIVIO MARC STÖCKLI



Jahre in, jahraus schicken wir Fotografen los, um unsere Geschichten zu bebildern. Zum Jahresende präsentieren sie nun ihre persönlichen Bilder des Jahres.

Seite
20

Medien

FOTO: FRANZISKA SCHEIDEGGER



Warum es Unsinn ist, wenn Jouris der SP Ideologielastigkeit vorwerfen.

Seite
28

Sterbehilfe

FOTO: A. PREOBRAJENSKI



Ein Gespräch mit Ursula Vogt, die Menschen in den Tod begleitet.

Seite
32

Lucretia Wyss

Bestattungen

Kulturflash

Kultwerk

Zeitmaschine

Wochenendlich

Kreuzworträtsel

Impressum

S. 4

S. 38

S. 41

S. 43

S. 44

S. 45

S. 46

S. 46

Religion

Zwischen Weihnachten und Neujahr findet in Basel das «Praise Camp» für Jugendliche statt. Ist der Glaube im Showformat Fluch oder Segen?

Seite
16



Christian Degen
Chefredaktor

Gegen Hetzer hilft nur Widerspruch

In Berlin ist es jetzt nicht anders als damals in London und Paris: Die Menschen zeigen sich in ihrer über-grossen Mehrheit nicht anfällig für die Parolen der Hetzer und Angstmacher», schreibt «Die Zeit» auf Facebook. Das würde ich gerne glauben, aber die Parolen der Angstmacher erzielen nicht immer unmittelbar sichtbare Wirkung. Sie zersetzen das Vertrauen in eine freiheitliche, demokratische Ordnung und spielen damit den Terroristen in die Hände.

Was AfD-Chefin Frauke Petry als Strategie postulierte, nämlich nach Anschlägen gezielt auf die politische Gegnerschaft einzudreschen und die absurdesten Forderungen zu stellen, ist bei Rechtsparteien in der Schweiz ebenfalls verbreitet. Aktuelle Beispiele sind die Junge SVP Schweiz, die direkt nach der Amokfahrt unter dem Titel «Wie lange noch?» eine Karte mit der Route Berlin-Schweiz ins Netz stellte, oder der Zürcher SVP-Kantonsrat Claudio Schmid, der auf Facebook postete: «Menschen müssen sterben, weil wir uns unfähige Regierungen leisten.»

Die Hetzer wollen so die grösstmögliche Aufmerksamkeit erzielen. Und in den sozialen Medien werden auch die primitivsten Tweets und Posts geliked und noch öfter von Gegnern – mit empörten Kommentaren versehen – geteilt.

Damit helfen die Gegner den Provokateuren, ihre Botschaften zu verbreiten, und auch den Terroristen, die das Ganze ausgelöst haben. Die rechnen genau mit diesen Reaktionen. Sie wollen, dass die Muslime insgesamt unter Druck geraten und Aggressionen entwickeln.

Wir alle müssen dem entgegenwirken, indem wir keine Gerüchte oder Vorverurteilungen verbreiten. Und wir dürfen die Provokation nicht weiterleiten. Wir sollten dafür Fremdenfeindlichkeit und Einschränkungen unserer Freiheit entschieden entgegentreten – aber in unseren eigenen Worten.

tageswoche.ch/+lrwxm

×

Lucretia Wyss

von Renato Beck

Statt Joghurt bewahrt die Naturschützerin in ihrem Kühlschrank Mehlwürmer auf – und rettet damit Fledermäusen das Leben.

Ich besuche Lucretia Wyss mit einer Schachtel in der Hand. Als ich bei ihrer Wohnung in einem Rieher Wohnblock klinge, eilt sie die Treppe herab.

«Darf ich mal sehen?», fragt sie, während sie behutsam den Deckel anhebt. «Ist das die Notfallstation?», frage ich zurück und zeige auf die halb geöffnete Wohnungstür. «Ja, aber wir können da nicht rein.» Ich blicke sie verdutzt an. «Ich besitze einen Papagei, der Männer hasst.» Also wickeln wir den Deal im Flur ab: Sie kriegt die Kiste, in dem Flädi liegt, und ich mein Leben zurück.

Die Sonne stand hoch, als ich Flädi fand, ein grütes Getier mit einer wolligen Mitte und einem Gaunergesicht mit grossen Ohren. Er lag ohne jeden Schutz in der Sonne, im Hochsommer, zu einer Tageszeit, wo man jedem schwarzen Ding nur raten kann, in Deckung zu gehen.

Das Tier, offensichtlich eine Fledermaus, machte keinen Wank mehr. Ich nahm es mit nach Hause, und die folgende Nacht verbrachte ich wach. Flädi, wie ich die Fledermaus getauft hatte, sass derweil auf einer alten Wandersocke, die ich über einen Blumentopf gestreift hatte. Und weil Flädi am nächsten Morgen noch immer da sass, führte kein Weg an Lucretia Wyss vorbei, die einen 24-Stunden-Notfalldienst für gefundene Fledermäuse anbietet.

Bedrohter Lebensraum

Das war, rückblickend betrachtet, ein Glück. Ein grosses für meine Findel-Fledermaus, ein kleines für mich. Denn so traf ich auf eine Spezialistin für Naturgärten, Vögel und Fledermäuse. Jeden Abend begibt sich Frau Wyss in ihr Gewächshaus im Gemeindegarten von Riehen, wo sie angestellt ist. Dort hat sie einen Vorschlag hergerichtet, in dem sämtliche Fledermäuse, die in und um Basel gefunden werden, Schutz und Pflege erhalten.

Es sind oft Jungtiere nach ihren ersten Flugversuchen oder Katzenopfer, die bei ihr landen. Zwerg- und Weissrandfledermäuse, schimpfende Rauhhaufledermäuse, hin und wieder ein anschniegssamer Grosser Abendsegler. Wyss ist dankbar für jedes Tier, das ihr gebracht wird, auch wenn die Pflege zuweilen Monate dauert. Die Bestände sind gefährdet, was



Bei Fledermaus-Mama Lucretia Wyss heissen die geretteten Tiere alle Mausli.

FOTO: ELENI KOUKIONIS

daran liegt, dass es immer weniger Insekten gibt und den Fledermäusen der Lebensraum mit jedem energiesanierten Altbau und gefällten Baum ausgeht.

Wyss freut sich über jeden Anruf – auch wenn es sie schüttelt, sobald jemand sagt, er habe eine Flädi gefunden: «Flädi, was für ein unpassender Name.» Bei ihr heissen sie alle Mausli. Eigentlich dürfte sie ihnen gar keine Namen geben, noch nicht mal Mausli. «Es gehört zu den eisernen Prinzipien, dass man keine persönliche Beziehung zu den Wildtieren aufbaut», sagt sie. Doch Wyss hält sich nicht absolut daran. «Das geht gar nicht. Mir liegen die Kleinen am Herzen.»

Seit zwei Jahren führt die 55-Jährige die Notfallstation in Riehen. Das Material wird ihr vom Trägerverband gestellt, Lohn

erhält sie keinen. Das störe sie nicht, sagt Wyss, sie sei schon immer eine begeisterte Naturschützerin gewesen. Mit einem immer tieferen Verständnis für die Natur, für die grossen Zusammenhänge, die bei den Mikroorganismen anfangen und bei den Fledermäusen nicht aufhören.

Abflug in die Dämmerung

Deshalb, erzählt Wyss, hat sie auch die Jagdprüfung absolviert. «Es war die Einsicht, dass es den Jäger braucht, solange es nicht genug Raubtiere wie Luchs, Wolf und Bär gibt, die den Bestand regulieren.» Zwei Tiere hat sie bislang geschossen: Die meisten aber, die ihr vors Korn laufen, lässt sie ziehen.

Frau Wyss isst Fleisch, sie besitzt ein Auto. Sie weiss um die kleinen Widersprü-

che, die man annehmen muss, um ein erfülltes Leben zu führen. «Wissen Sie», sagt sie, «im Grossen und Ganzen bin ich im Reinen mit mir.»

Nachdem ich ihr die kleine Weissrandfledermaus vorbeigebracht habe, dauert es rund einen Monat bis Wyss wieder anruft. Sie werde das Tier nun am Fundort, am Basler Hebelplatz, freilassen. Gemeinsam stehen wir auf dem Platz, versuchen das Tierchen zum Abflug zu motivieren. Mausli will nicht. Er verharrt regungslos in ihrer Hand. Frau Wyss streichelt ein paar Mal über den pelzigen Rücken des Tieres. Irgendwann zittert der Bursche am ganzen Körper. «Jetzt wärmt er sich auf», sagt Wyss. Dann hebt er ab und flattert in die Dämmerung.

tageswoche.ch/+d7ux0

×

Das Schicksal führte ihn in
die Schweiz: Rohula Ahmadi.

FOTO: ELENI KOUGIONIS



Fünf Jahre war Rohula Ahmadi unterwegs: Der Afghane wollte nach Schweden und landete in der Schweiz. Jetzt träumt er von einem Coiffeursalon und möchte anderen Flüchtlingen helfen.

«ES WAR
EIN WEITER
WEG VOM
IRAN BIS
NACH
SISSACH»

Aufgezeichnet von Matthias Oppliger

Als ich vierzehn war, kam ich zum zweiten Mal ins Gefängnis. Das war in Afghanistan, wo meine Familie ursprünglich herkommt. Dort, also im afghanischen Gefängnis, habe ich auch erfahren, weshalb meine Mutter mich und meine älteren Geschwister Mitte der 90er-Jahre in den Iran gebracht hat.

Ein ehemaliger Freund meines Vaters hat mir die Geschichte so erzählt: Mein Vater war ein hoher Politiker, der sich nicht am Widerstand gegen die Taliban beteiligen wollte, um die Bewohner unserer kleinen Stadt zu schützen. Nach dem Regimewechsel wurde er als angeblicher Taliban-Sympathisant verfolgt und verhaftet. Im Gefängnis hat man ihn so lange gefoltert, bis er an seinen Verletzungen starb.

Ich selbst wurde verhaftet, nachdem mich die iranische Polizei zurück nach Afghanistan geschickt hatte, weil ich mich ohne Papiere im Iran aufhielt. Dort wiederum wurde ich von der Polizei aufgegriffen, nachdem sie herausgefunden hatten, wer mein Vater war. Zum Glück gab es dort diesen ehemaligen Freund meines Vaters. Er ist ein Parteifunktionär und konnte mich dank seinen Beziehungen aus dem Gefängnis holen. Ein Schlepper hat mich dann zurück in den Iran gebracht.

Doch auch bei meiner Familie war ich nicht mehr sicher. Die iranische Polizei sucht nach mir. Also drängten mich mein Bruder und meine Mutter dazu, in die Türkei zu fliehen. Das wollte ich aber nicht, weil ich kein Türkisch verstehe. Mein Bruder hat mir dann gesagt, dass ich mir keine Sorgen machen müsse, da alle Menschen auf der Welt die gleiche Sprache wie wir sprächen. Dann hat er mir einen Film mit Arnold Schwarzenegger gezeigt. Heute weiss ich, dass dieser Film persisch synchronisiert war, aber damals hat mich das überzeugt. Ich habe nie eine Schule besucht und wusste nicht, dass es so viele verschiedene Sprachen gibt.

200 Euro im Geheimfach

Auf meiner Flucht wurde ich von drei älteren Kollegen aus dem gleichen Ort begleitet. Das war 2005, ich war damals 14 Jahre alt. Wir mussten einem Schlepper je 800 Dollar bezahlen, damit er uns nach Istanbul bringt. Ich hatte von meiner Familie 30 000 Dollar bekommen für die Flucht. Das Geld überliess ich aber meinem Bruder, damit es mir unterwegs nicht gestohlen werden konnte. Auf mir trug ich lediglich je 200 Dollar und Euro. Meine Schwester hatte mir dafür ein Geheimfach in die Hose eingenäht.

Natürlich habe ich in Istanbul schnell gelernt, dass nicht die ganze Welt Persisch spricht. Aber wir wollten ohnehin nicht bleiben. Unterwegs trifft man immer wieder Leute, die Werbung machen für die Weiterreise in ein bestimmtes Land. Diese Leute arbeiten für einen Schlepper. So jemand hat uns gesagt, dass wir unbedingt

nach Griechenland gehen sollen, weil es dort viel Arbeit gebe. Lustigerweise habe ich nie etwas von der Schweiz gehört.

In Istanbul liess uns dann ein Schlepper bei sich übernachten. Er war Afghane und hatte dort ein billiges Hotel. Normalerweise kostet die Passage mit dem Boot nach Griechenland ungefähr 400 Dollar, er wollte aber 1000 von uns. Zuletzt haben wir uns selbst ein Schlauchboot und Paddel besorgt und sind damit zu fünft um Mitternacht losgefahren. Schon bald wurden wir von einem türkischen Polizeiboot abgefangen. Zum Glück konnte einer von uns ein wenig Türkisch. Die Polizisten warfen uns ein Seil rüber und schleppten uns bis zur griechischen Grenze. Dann sind wir weitergepaddelt, bis uns die griechische Polizei anhielt und nach Mytilini auf Lesbos brachte. Ich weiss nicht, wie lange diese Reise normalerweise dauert, aber wir waren ungefähr zwölf Stunden unterwegs. Wir hatten Glück.

Eine Polizistin warnte mich, die Camions seien sehr gefährlich. Dann führte sie mich in einen Kühlraum voller toter Menschen.

In Mytilini gibt es ein riesiges Flüchtlingscamp. Dort wurden wir von einem Arzt untersucht. Weil ich noch ein Kind war, durfte ich mich frei bewegen. Meine erwachsenen Kollegen hingegen mussten immer im Camp bleiben. Im Camp leben viele Leute, es ist sehr eng und man kann gar nichts machen dort. In Griechenland hat man einen Monat Zeit, um einen Asylantrag zu stellen. Doch wir wollten weiter nach Italien, weil uns jemand erzählt hatte, dass es dort besser sei.

Also reisten wir nach Patras, wo es einen grossen Hafen gibt. Wir hatten gehört, dass sich viele Leute dort auf einen Camion schmuggeln können und so nach Italien gelangen. Das wollten wir versuchen. Doch die Polizei in Patras hat uns erwischt. Eine Polizistin sah, dass ich noch ein Kind bin und hat mich gewarnt, dass die Camions sehr gefährlich seien. Dann führte sie mich in einen Kühlraum voller toter Menschen. Sie sagte, dass alle diese Menschen beim Versuch, auf einen Camion zu springen, umgekommen seien. Die Leichen waren nach ihrem Herkunftsland sortiert. Natürlich hat mir das furchtbare Angst gemacht. Also entschied ich mich anders und stellte in Griechenland einen Asylantrag.*

Das war eine gute Entscheidung, denn als Kind durfte ich in Athen in einem Heim wohnen und sogar zur Schule gehen. Zum ersten Mal im Leben. Das war toll. Endlich konnte ich Griechisch lernen und mit den

Schlepper priesen ihm diverse Länder an,

Menschen sprechen. Doch ich hatte kein Geld, es reichte nicht einmal für eine Telefonkarte, um meine Familie anzurufen. Eines Tages war ich so deprimiert, dass ich mit hängendem Kopf durch die Strassen lief. Plötzlich lagen vor mir auf dem Boden zwei 20-Euro-Scheine. Zuerst wollte ich das Geld nicht nehmen, weil es bestimmt jemandem gehörte. Doch dann dachte ich mir, dass das ein Zeichen von Gott ist. Er wollte mir helfen. Das gab mir neue Hoffnung.

Ein Polizist erklärte mir, wie ich in Athen einen gefälschten griechischen Ausweis besorgen könne.

So konnte ich meine Familie anrufen, die mir etwas Geld schickte. Später fand ich sogar Arbeit. Das Leben in Griechenland war schön, ich blieb insgesamt vier-einhalb Jahre dort. Dann kam der negative Asylentscheid. Ich wollte mich wehren und schrieb einen Brief an die Polizei. Ich sagte, schaut, ich kann Griechisch, ich habe Arbeit, ich bin gut integriert. Weshalb wollt ihr mich zurückschicken, dorthin wo ich politisch verfolgt werde? Doch ich durfte nicht bleiben.

Ein Polizist, den ich kannte, weil ich manchmal als Übersetzer für ihn arbeitete, sagte mir, ich solle weiter nach



von der Schweiz hat Rohula Ahmadi aber auf seiner Flucht nie gehört.

FOTO: ELENI KOUIGONIS

Westeuropa reisen. Er erklärte mir, wie ich in Athen einen gefälschten griechischen Ausweis besorgen könne. Er sagte, du kannst gut Griechisch, das fällt niemandem auf. Also habe ich für 150 Dollar diesen Ausweis gekauft und mich wieder auf den Weg gemacht, über die Balkanroute.

Ich wollte mich aber nicht auf den Ausweis verlassen und ging zu Fuss über die Grenze nach Mazedonien und Serbien. Dazwischen konnte ich manchmal den Zug nehmen oder in einem Auto mitfahren. Nach sieben Tagen kam ich in Ungarn an. Es war eine harte Reise, sehr kalt, wir waren alle nass vom Regen und es gab auch Überfälle. In Budapest hatte ich genug und kaufte ein Zugticket nach Stockholm. Zum Glück hatte ich in Griechenland etwas Geld gespart.

Der Zug war so voll, dass ich mich zu einer Familie in ein Abteil setzen musste. Das war eine gute Entscheidung, denn die Grenzwächter haben mich nie kontrolliert. Sie dachten, ich gehöre zu dieser Familie. Unterwegs habe ich viel mit dem kleinen Kind dieser Familie gespielt, bis spät in die Nacht. Irgendwann bin ich dann eingeschlafen. Am Morgen früh hörte ich dann im Halbschlaf die Durchsage «Zürich, Switzerland». Ich bin aufgeschreckt und dachte, ah ich bin in Schweden, hier muss ich aussteigen.

Dann bin ich im Hauptbahnhof umhergeirrt. Ich hoffte, dass mir jemand den Weg zu einem Flüchtlingsheim zeigen

könnte. Doch alle Menschen hatten es sehr eilig. Draussen auf der Strasse fuhren alle Leute Velo. Ich dachte: «Oje, du bist in einem Land gelandet, wo die Leute sich nicht einmal ein Auto leisten können.» Das war meine erste Erfahrung mit der Schweiz, die ich damals immer noch für Schweden hielt.

**In Zürich sah ich alle
Leute Velo fahren.
Ich dachte: Oje, du bist in
einem Land, wo die
Leute sich kein Auto
leisten können.**

Irgendwann sprach ich einen Mann an, weil ich dachte, dass er aus Afghanistan sein könnte. Er war dann aber aus Pakistan, trotzdem konnten wir uns mit Händen und Füßen verständigen. Er gab mir eine Karte mit dem Weg zum EVZ (Empfangs- und Verfahrenszentrum) in Basel, kaufte mir sogar ein Zugbillet. Am 7. September 2010, knapp fünf Jahre, nachdem ich meine Familie im Iran verlassen hatte, kam ich schliesslich in Basel an und stellte im EVZ einen Asylantrag.

Dass ich nicht in Schweden bin, glaubte ich erst, als es mir in einer Befragung ge-

sagt wurde. Ich dachte: Na ja, dann halt die Schweiz. Es war wohl Schicksal.

Im EVZ musste ich relativ lange auf meinen Transfer warten, mindestens drei Monate. Dann kam ich nach Lampenberg, später nach Allschwil. In Basel-land bekommt man als Flüchtling keinen Deutschunterricht. Dafür halfen mir die Leute im OeSA (Ökumenischer Seelsorgedienst für Asylsuchende), Deutsch zu lernen. Nachdem ich einige Kurse besucht hatte, fing ich damit an, im Bus oder im Tram Leute anzusprechen. Natürlich wollten nicht alle mit mir sprechen, einige aber schon. Diese Unterhaltungen halfen mir, die Sprache zu lernen.

Frohe Botschaft von der Tribüne

Der Entscheid kam im Frühling 2013. Zuerst wollte ich den Brief nicht öffnen, aus Angst, er sei negativ. Ich hatte an diesem Tag ein Fussballgrümpeli gegen Rassismus und ich wollte nicht traurig sein beim Fussballspielen. Eine Kollegin öffnete den Brief für mich und winkte mir von der Tribüne aus freudig zu. Da wusste ich: Du darfst vorläufig bleiben.

Es war schwierig, eine Arbeit zu finden. Denn für den Chef ist es mühsam, die vielen Formulare auszufüllen. Ausserdem kann er sich nicht darauf verlassen, dass ein vorläufig Aufgenommener in der Schweiz bleiben darf. Doch ich hatte wieder einmal Glück.

Ein Freund hat mich einmal nach Liestal mitgenommen ins Fussballtraining. Dort lernte ich viele Leute kennen. Einer davon, ein Italiener, lud mich dann ein, mit ihm zu einem Kirchenfest zu kommen. Ich bin zwar als Moslem geboren, würde mich aber nicht als gläubig bezeichnen.

Ich würde nie behaupten, dass ich es alleine geschafft habe.

Zu diesem Kirchenfest ging ich mit, einfach weil es mich interessierte. Dort traf ich wieder viele Menschen, unter anderem auch meine heutige Chefin.

Zuerst spielte ich mit ihrem Hund, dann sprachen wir lange miteinander. Sie war sehr interessiert und stellte viele Fragen. Später fand ich heraus, dass sie in Sissach einen Coiffeursalon hat, wo viele junge Leute arbeiten. Ich bewarb mich und durfte dann eine Schnupperlehre machen. Später eine Vorlehre, danach ein Berufsattest und seit August mache ich das eidgenössische Fähigkeitszeugnis.

«Noch ist meine Hand leer»

Das alles war nur möglich, weil sich meine Chefin so für mich eingesetzt hat. Sie ist mega nett. Sie hat mir auch dabei geholfen, eine Wohnung zu finden. Es war ein weiter Weg vom Iran bis nach Sissach, und ich würde nie behaupten, dass ich das alleine geschafft habe. So viele Menschen

haben mir geholfen, mich unterstützt und an mich geglaubt. Mein grosser Traum ist es, auch einmal jemandem helfen zu können. Noch ist meine Hand leer, aber vielleicht habe ich auch einmal einen Coiffeursalon.

tageswoche.ch/+cfc90

x

*** Gemäss Dublin-Abkommen hätte Rohula Ahmadi sich mit dem Asylantrag in Griechenland die Chance auf Asyl in der Schweiz verspielt. Doch seit 2011 verzichtet der Bund auf eine Rückführung von Asylsuchenden nach Griechenland. Dies nachdem der europäische Gerichtshof für Menschenrechte entschieden hat, dass Griechenland nicht in der Lage sei, ein ordentliches Asylverfahren durchzuführen.**

Flüchtlinge

Seit die Balkanroute zu ist, gelangen weniger Menschen in die Schweiz.

Rückgang der Asylgesuche

von Matthias Oppliger

Im Empfangs- und Verfahrenszentrum (EVZ) beim Zoll Otterbach hat es viel Platz. Waren die Räume vor einem Jahr bis zum letzten Platz besetzt, bleiben derzeit zahlreiche Betten leer. 2016 haben massiv weniger Asylsuchende die Schweiz erreicht. Auch wenn das Jahr noch nicht vorbei ist, rechnet das Staatssekretariat für Migration (SEM) damit, dass die Gesamtzahl der in der Schweiz eingereichten Asylgesuche gegenüber dem Vorjahr um mehr als ein Drittel zurückgegangen ist (-36,2 Prozent). Bis Ende November wurden in der Schweiz insgesamt 25 441 Gesuche gestellt, ein Jahr zuvor waren es 34 653 Gesuche.

Das liegt nicht daran, dass insgesamt weniger Menschen flüchten. Der Grund ist die Schliessung der sogenannten Balkanroute (der Weg von Griechenland über Mazedonien, Serbien und Ungarn), über die bis im März 2016 noch sehr viele Menschen aus Afghanistan, dem Irak und Syrien nach Westeuropa und damit auch in die Schweiz gekommen sind. Der Rückgang betrifft denn auch vor allem die Flüchtlinge aus diesen Ländern.

Das wirkt sich auch auf die Zahl der Asylsuchenden aus, die in den beiden Basel unterkommen. Denn die Flüchtlinge werden den Kantonen gemäss einem vom Bund definierten Verteilschlüssel zugewiesen, nach Basel-Stadt kommen demzufolge 2,3 Prozent aller Asylsuchenden, im Baselbiet beträgt die Quote 3,7 Prozent.

Der Rückgang führt dazu, dass beispielsweise im Kanton Baselland die Asylquote heute deutlich unterschritten wird. Die Asylquote schreibt vor, dass Gemeinden in der Lage sein müssen, bis zu einem Prozent der Bevölkerung unterbringen zu können. «Die aktuelle Quote in den Gemeinden liegt bei 0,7 Prozent», sagt der kantonale Asylkoordinator Rolf Rossi. Derzeit befinden sich im Baselbiet rund 1900 Personen im Asylprozess. Der Kanton verfügt nicht über eigene Asylunterkünfte, muss die Flüchtlinge also auf die Gemeinden verteilen.

Dies bedeute jedoch nicht, dass derzeit eine Überkapazität herrsche, betont Rossi. «Der Bund teilt uns die Asylsuchenden sehr kurzfristig zu, das heisst, wir müssen flexibel auf die Zuweisungszahlen reagieren können.» Hierzu seien Raumreserven notwendig, «wir wollen ja keine Obdachlosen schaffen».

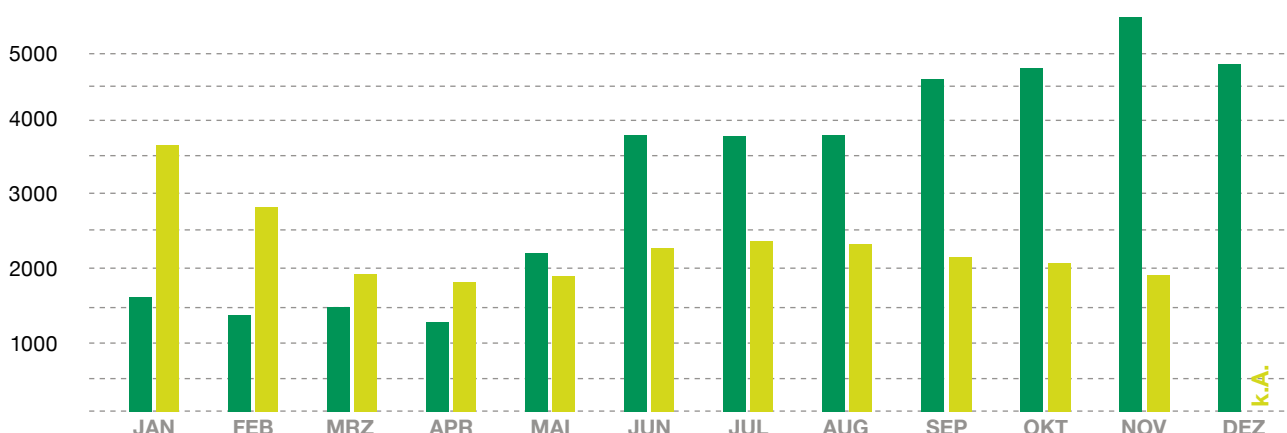
Der Trend mit den rückläufigen Flüchtlingszahlen zeichnet sich auch in der EU ab, dort fällt der Rückgang aber moderater aus als in der Schweiz. So haben etwa im dritten Quartal 2016 rund 15 Prozent weniger Personen im EU-Raum um Asyl ersucht als im selben Zeitraum des Vorjahres.

tageswoche.ch/+j4pmk

x

Asylgesuche in der Schweiz pro Monat

■ 2015 ■ 2016



GRAFIK: ANTHONY BERTSCHI

Quelle Grafik: Staatssekretariat für Migration



Bitte tretet ein: Susy Mugnes (links) und Astrid Geistert betreiben ein Café für Asylsuchende.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Flüchtlinge

Beim Seelsorgedienst für Asylsuchende finden Flüchtlinge ein offenes Ohr oder einfach einen Kaffee. Ein Gespräch mit zwei Helferinnen von der Front des Schweizer Asylwesens.

«Diese Menschen kommen in ein Niemandland»

von Matthias Oppliger

Der Weihnachtsschmuck hat Frost angesetzt. Menschen trinken Kaffee aus dampfenden Tassen und ziehen mit klammen Fingern an ihren Zigaretten. Es ist ein kalter Wintermorgen und das Café des Oekumenischen Seelsorgedienstes für Asylsuchende (OeSA) hat soeben aufgemacht. Auch wenn die drei Container nicht gerade Häuslichkeit versprühen, die Stimmung ist gesellig. Ein warmer Ort.

Im OeSA finden Flüchtlinge, die im Basler EVZ (Empfangs- und Verfahrenszentrum) einen Asylantrag gestellt haben, etwas Abwechslung. Das Café befindet sich nur wenige Meter vom EVZ auf einer Wiese kurz vor dem Zollübergang Otterbach. Hier bekommen die Asylsuchenden eine Tasse heissen Kaffee, eine Kleinigkeit

zu essen, Kleider oder andere praktische Dinge für den täglichen Bedarf.

Wir treffen an diesem Morgen zwei Frauen zum Interview: Astrid Geistert, Leiterin des OeSA, und Susy Mugnes, katholische Seelsorgerin. Im Büro ist es etwas eng, weil überall Tragtaschen voller bunter Geschenke und Stofftiere herumstehen. Es sind nur noch wenige Tage bis zum grossen Weihnachtsfest.

Frau Geistert und Frau Mugnes, Sie sehen hier täglich Flüchtlinge ankommen. Wie werden diese empfangen?

Susy Mugnes: Gleich beim Eingang ist die Wartezone. Wenn ich ins EVZ reingehe für ein Seelsorgegespräch, sitzen dort immer viele Menschen, die gerade erst angekommen sind. Der erste Kontakt, den diese Flüchtlinge haben, ist immer mit der Security. Ein kalter Empfang. Ich versuche, mit einem Lächeln etwas Wärme hin-

einzubringen. Das kann bereits einen grossen Unterschied machen. Ich verstehe, dass im EVZ eine gewisse Ordnung herrschen muss. Doch wirkt eine solche Struktur auch sehr einengend. Man würde denken, diese Menschen gelangen in die Schweiz, wenn sie hier ankommen. Doch eigentlich ist es ein Niemandland.

Astrid Geistert: Was ich immer wieder erlebe, ist eine grosse Erleichterung. Die Menschen kommen an und fühlen sich zum ersten Mal seit Langem wieder in Sicherheit. Sie können sich entspannen.

Wie geht es diesen Menschen, wenn sie hierher kommen?

Geistert: Wo sie auch herkommen, sie bringen alle grosse Hoffnung mit. Sie wollen ihr eigenes Leben retten und träumen von einer besseren Zukunft.

Mugnes: Ich sehe aber auch immer wieder enttäuschte Menschen. Menschen,



Adventsatmosphäre im Niemandsland: Dekoraktion am Zaun vor dem Flüchtlingscafé.

FOTOS: ELENI KOUGIONIS



Viele der freiwilligen Helferinnen und Helfer im Café sind einst selbst als Flüchtlinge in die Schweiz gekommen.

die ihre Asylgründe nicht geltend machen konnten. Menschen, die sich nicht wahrgenommen fühlen. Die hofften, in ein Paradies zu kommen, wo die Menschenrechte etwas gelten, wo die internationalen Institutionen wie die UNO und das Rote Kreuz ihren Sitz haben. Und dann geraten sie als Erstes an einen Ort, wo sie mehr oder weniger eingesperrt leben müssen.

Als Seelsorgerinnen werden Ihnen viele Sorgen und Ängste anvertraut. Wie bauen Sie Vertrauen auf?

Mugnes: Am Anfang grüsst man sich einfach, sieht sich im Café und wechselt ein paar Worte. Nur ganz selten will ein Asylsuchender uns sofort seine Geschichte erzählen. Oft helfen sich die Flüchtlinge auch untereinander und stellen mich den Neuankömmlingen vor. Das hilft. Mir ist wichtig, dass die Flüchtlinge verstehen, dass ich nicht zum EVZ gehöre, also nicht Teil des «Asylsystems» bin.

Die meisten Flüchtlinge verbringen mehrere Wochen oder Monate hier. Wie sieht dieses Leben aus?

Mugnes: Sehr strukturiert. Der Tagesablauf im EVZ ist streng geregelt. Es gibt Schliessungszeiten und nur wenig Freiheiten. Nach den Formalitäten in den ersten Tagen können die Flüchtlinge hier nichts tun ausser warten. Vielleicht mal ein Spaziergang durch die Langen Erlen oder in die Stadt – drei Franken Taschengeld am Tag lassen nicht viel Spielraum.

«Wir haben nie Probleme, obwohl Christen und Muslime auf engstem Raum miteinander auskommen müssen.»

Was suchen die Menschen, wenn Sie zu Ihnen kommen?

Mugnes: Wir sind einfach für die Flüchtlinge da und freuen uns, wenn sie vorbeikommen. Wir nehmen uns Zeit zum Plaudern oder vereinbaren ein längeres Seelsorge-Gespräch. Schon allein das wird enorm geschätzt. Vor ein, zwei Jahren kam eine junge Frau aus dem EVZ regelmässig zu uns ins Café. Dann wurde sie nach Zürich transferiert. Irgendwann stand sie plötzlich wieder vor der Türe und brachte uns eine grosse Tasche voller Kaffee. Während ihrer Wartezeit hat ihr der Kaffee hier viel bedeutet. So wollte sie sich dafür bedanken.

Neben dem Kaffee suchen bei Ihnen viele auch Rat und Hilfe. Wo müssen Sie da Grenzen ziehen?

Geistert: Bei rechtlichen Fragen zum Asylverfahren zum Beispiel. Da müssen wir die Flüchtlinge an die Rechtshilfe der Heks verweisen. Grundsätzlich widmen wir uns den Sorgen und Nöten und versuchen nebenbei, den Menschen hier eine möglichst gute Zeit zu bereiten. Es gibt viele lustige, fröhliche Momente im Café.

Aber klar: Es gibt Menschen, die wollen zu viel oder verlangen etwas, das wir nicht leisten können. Dann müssen wir zum Teil auch hart sein.

Ihre Kernaufgabe ist die Seelsorge. Wie gestalten sich solche Gespräche?

Mugnes: Die Vertrauensbeziehung baut sich über mehrere Begegnungen auf. Sucht jemand das Gespräch mit mir, ist es wichtig, dass wir in Ruhe vertraulich reden können. Viele erzählen mir dann von ihren Sorgen, fragen, warum sie so lange auf den Asylentscheid warten müssen. Oder sie haben auf der Flucht ihre Familie verloren und fürchten um ihre Verwandten. Im Asylverfahren zählen ja bloss Personalien und Daten – mir dagegen geht es bei der Seelsorge vor allem darum, die Person als Ganzes wahrzunehmen. Dabei fühle ich mich oft ohnmächtig, denn ich kann ihre Probleme nicht lösen. Trotzdem bedanken sich die meisten für das Gespräch. Einfach, weil ich ihnen aufmerksam zugehört, sie wahrgenommen habe.

Welche Rolle spielt der Glaube?

Mugnes: Der Glaube gibt vielen Flüchtlingen Halt. Die Menschen erzählen mir, wie sie auf dem Boot unter einer Plane gemeinsam gebetet haben. Sie sagen «Gott ist mit mir» und zeigen mir ihre Bibel, praktisch ihr einziger Besitz.

Beten Sie während der Seelsorge?

Mugnes: Wenn das jemand will. Mein Kollege von der reformierten Kirche veranstaltet zudem wöchentlich eine offene Andacht im EVZ. Dort ist jeder willkommen. Die Menschen sehnen sich danach, über kleine Rituale mit ihrem Gott zusammenzukommen.

Geistert: Interessant ist, dass wir hier nie Probleme haben mit den verschiedenen Glaubensrichtungen, obwohl Christen und Muslime auf engstem Raum miteinander auskommen müssen.

Den OeSA gibt es seit 21 Jahren, Sie beide arbeiten auch schon länger hier. Was hat sich verändert, hier beim EVZ und in der Situation der Flüchtlinge?

Mugnes: Nicht genug. Zwar wurden die Gesetze angepasst. Doch die Struktur und der Umgang mit den Menschen sind leider noch ähnlich wie vor 14 Jahren, als ich hier angefangen habe. Das EVZ wurde vor 30 Jahren gebaut. Damals hielten sich die Flüchtlinge aber nur wenige Tage hier auf, nicht wochenlang wie heute.

Geistert: Aber wir haben ein gutes Verhältnis mit dem EVZ. Der Chef ist unserer Arbeit gegenüber sehr offen. Wir bekommen auch ein eigenes Seelsorge-Zimmer zur Verfügung gestellt. Zudem hat der Bund darauf reagiert, dass die Menschen heute länger im EVZ sind. Die Betreuung wurde ausgebaut und es gibt jetzt ein grösseres Freizeitangebot.

Die Flüchtlinge verbringen heute mehr Zeit mit Warten als früher?

Geistert: Definitiv. Die eigentliche Wartezeit beginnt jedoch erst, wenn die Menschen auf die Kantone verteilt werden. Hier im EVZ warten die Menschen im Schnitt etwa drei Wochen. Nach dem

Transfer kann es aber noch Jahre dauern, bis ein Entscheid kommt, bis diese Menschen arbeiten dürfen. Das ist verlorene Zeit! Die drei Wochen im EVZ sind vertretbar. Aber die Entscheide müssten endlich beschleunigt werden.

«Wenn jemand seine Geschichte erzählt, dann bekommen abstrakte Flüchtlingszahlen ein Gesicht: Das ist nicht ein Flüchtling, das ist Josef aus Eritrea.»

«Integration» ist ein heiss diskutiertes Reizwort. Was halten Sie von der aktuellen asylpolitischen Debatte?

Geistert: Ich arbeite seit 25 Jahren mit Flüchtlingen und wundere mich schon genau so lange, wie das Thema hochgekocht wird. Rund ein Prozent der Bevölkerung hat einen F- oder B-Ausweis, und mit dieser Minderheit wird seit Jahren Politik gemacht. Das ist völlig unverhältnismässig.

Mugnes: Ich habe einen Wunsch, der etwas naiv sein mag: Diese sogenannten Asylpolitiker sollen mal zumindest für einige Stunden bei uns vorbeikommen, um sich die Realität vor Ort anzusehen. Vielleicht würde das etwas ändern.

Geistert: Wir versuchen mit unserer Öffentlichkeitsarbeit – bei Vereinen, in Kirchgemeinden oder an Schulen – ein Verständnis für die Situation der Flüchtlinge zu generieren. Wenn jemand seine Fluchtgeschichte erzählt, dann berührt das die Menschen. Kennenlernen baut Vorurteile ab. Abstrakte Flüchtlingszahlen bekommen plötzlich ein Gesicht. Das ist nicht ein Flüchtling, das ist Josef aus Eritrea.

Eine Zeit lang war die Solidarität gross. Es wimmelte von Hilfsprojekten. Das hat nachgelassen.

Geistert: Das stimmt. Es kommen auch weniger Flüchtlinge an, und das Thema ist weniger präsent. Ich finde das aber nicht schlimm. Denn wenn wir etwa Weihnachtsgeschenke sammeln, kommt trotzdem meist etwas zusammen. Viel mehr Sorgen bereitet mir die Stimmungsmache gegen Asylsuchende. Die ist gefährlich.

tageswoche.ch/+ekddz

×

ANZEIGE

Musiktheaterformen
 Mi 04.01. / Do 05.01. / Fr 06.01. 20:00
 «Die Hintertür» – Schlagzeug und Pingdugonggong
 Mit: Fritz Hauser, Rob Kloet, Peter Conradin Zumthor
 (Schlagzeug). Regie: Tom Ryser. Licht: Roger Stieger
 T 061 683 13 18
 www.garedu nord.ch
 GARE du NORD



Es bröckelt und rostet am Bahnhof, doch einen Masterplan für den Umbau gibt es noch nicht.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Grossbaustelle

Der Bahnhof SBB wird in den nächsten Jahren massiv umgebaut werden. Noch immer hakt es bei der Planung an vielen Ecken und Enden. Eine Übersicht.

Das Planungs-Chaos am Bahnhof SBB

von **Jeremias Schulthess und Dominique Spirgi**

Die Fassade bröckelt an manchen Stellen, der Rost frisst sich durch – der Bahnhof SBB darbt seit Jahrzehnten vor sich hin. Während die SBB in Zürich Milliarden in den Bahnausbau investieren, warten Baslerinnen und Basler seit Jahren auf Neuerungen.

Dass die Modernisierung des Bahnhofs nur schleppend vorangeht, hat wohl auch die Basler Regierung bemerkt. Denn seit drei Monaten hat das Bau- und Verkehrsdepartement (BVD) einen Koordinator eingesetzt, der für die Planung und Umsetzung von Projekten rund um den Bahnhof verantwortlich ist.

Die Planung ist kompliziert. Meist sind mehrere Interessenvertreter involviert. Selbst innerhalb der SBB werden Umbauprojekte häufig von mehreren Stellen koordiniert, zum Beispiel von der Abteilung «Immobilien» und der Abteilung «Infrastruktur».

Wo es beim Umbau des Bahnhofs derzeit hapert:

Problemzone Hochstrasse

Gerade hat der Kanton einen Neubau an der Hochstrasse bewilligt. Damit werden Projekte eingeschränkt, die bis dato in Planung waren. Zum Beispiel eine Personenunterführung, die unter den Gleisen von der Gundeldinger Seite in Richtung Innenstadt verlaufen könnte. Drei Architekturbüros hatten entsprechende Machbarkeitsstudien entwickelt. Es ist fraglich, ob die Unterführung überhaupt noch an diesem Neubau vorbei gebaut werden kann.

Auch ein umfassender Umbau der Peter-Merian-Brücke, der seit Jahren ansteht, ist damit infrage gestellt. Die SBB gehen zwar davon aus, dass die Zufahrt zur Brücke auch mit dem Neubau gewährt bleibt. Der Handlungsspielraum für den Kanton ist aber eingeschränkt.

Warten auf den Busbahnhof

An der Meret-Oppenheim-Strasse befinden sich derzeit vier Parkfelder für Busse. Die Bezeichnung «Busterminal» wäre hier arg übertrieben. Seit Jahren wird in Basel deshalb ein echter Busbahnhof gefordert – auch deshalb, weil der Verkehr von Fernbuslinien stetig zunimmt.

Im November 2015 kündigte der Regierungsrat an, eine Studie für ein neues Busterminal zu prüfen. Man wolle in den nächsten Wochen einen neuen Standort bekanntgeben.

Ein Jahr später meldet die Regierung, man werde «die Situation möglichst rasch verbessern» und «eine vertiefte Machbarkeits- und Zweckmässigkeitsuntersuchung für ein Car-Terminal an potenziellen Standorten einleiten».

Die Halte-Situation an der Meret-Oppenheim-Strasse bleibt derweil prekär.

Verwirrung ums «Herzstück»

Ob und wie die Durchmesserlinie «Herzstück» dereinst umgesetzt wird, ist noch immer unklar. Wenn auch Fernzüge die Durchmesserlinie befahren sollen, wie es die SBB wünschen, müssten der Steigungswinkel der S-Bahn und deren Linienführung noch deutlich angepasst werden.

In diesem Zusammenhang ist auch unklar, ob am Bahnhof SBB ein Tiefbahnhof gebaut wird. In einem Rahmenplan der SBB aus dem Jahr 2013 werden ein unterirdischer und ein oberirdischer Anschluss als Optionen genannt.

Falls ein Tiefbahnhof gebaut wird, muss dieser mit den übrigen Projekten abgestimmt sein. Zum Beispiel mit der Personenunterführung, die geplant ist.

Fehlplanung Fussgängerunterführung

Die SBB gehen davon aus, dass es zur Beförderung von mehr Passagieren zwei Fussgängerunterführungen braucht: eine westlich der Passerelle beim Meret-Oppenheim-Platz und eine im Osten bei der Hochstrasse.

Die Bauarbeiten für die Unterführung, die beim Meret-Oppenheim-Platz hochkommen soll, könnten bereits in den nächsten Jahren starten. Das Problem: Die SBB und der Kanton müssen die Planung der Durchmesserlinie «Herzstück» berücksichtigen. Es geht also erst vorwärts, wenn klar ist, wie ein allfälliger Tiefbahnhof unter dem Bahnhof SBB konkret aussehen könnte.

Die Unterführung muss kompatibel mit dem geplanten Tiefbahnhof sein – von dem unklar ist, ob er je gebaut wird.

Die Personenunterführung muss in jedem Fall mit den Plänen für einen Tiefbahnhof kompatibel sein. Das, obwohl noch nicht klar ist, ob der Tiefbahnhof überhaupt irgendwann gebaut wird. Der Kanton will im kommenden Frühling mehr zur Planung sagen. Die Frage zum Tiefbahnhof wird sich abschliessend wohl erst in einigen Jahren klären.

Ein weiteres Problem stellt das unterirdische Logistikzentrum dar, das derzeit neben dem Bahnhof gebaut wird. Dieses schränkt die Planung der Unterführung nochmals ein. Der CVP-Grossrat Oswald Inglin meint, auf der Gundeldinger Seite sei deshalb nur noch ein Durchgang von etwa acht Metern mög-

lich. Die SBB versprachen hingegen bereits, der Ausgang der Unterführung werde «kein Mausloch».

2016 sollte ein Vorprojekt für die unterirdische Querung vorgestellt werden, erklärten die SBB vor einem Jahr. Eine entsprechende Meldung blieb bislang aus. Die Planung verzögert sich weiter.

Verspätete Sanierung des Elsässer Bahnhofs

Bereits 2008 sprachen die SBB von der Sanierung des französischen Teils des Bahnhofs, den die SBB 2003 von der SNCF übernahmen. Die Arbeiten sollten noch vor 2011 starten, liess sich ein SBB-Mediensprecher in der «Basellandschaftlichen Zeitung» zitieren.

2016 reichten die SBB nun ein Baugesuch ein, voraussichtlicher Baubeginn ist Mai 2017. Der Westflügel des Bahnhofs soll en bloc saniert werden, weil in diesem Abschnitt wohl Asbest-Rückstände zu finden sind.

Der Durchgang zwischen Haupthalle und dem SNCF-Saal, wo heute ein Zwischengeschoss eingebaut ist, soll höher werden, und die Migros in ein Untergeschoss weichen.

Wie geht es weiter?

In einem Masterplan von 1986 plante der Kanton gemeinsam mit den SBB die Entwicklung des Bahnhofs bis in die 2000er-Jahre hinein. Autoparking, Veloparking, neuer Centralbahnplatz und Passerelle waren die Elemente, die in dieser Zeit entstanden.

Ein entsprechender Masterplan für die jetzt anstehenden Umbauten existiere nicht, kritisiert Oswald Inglin, der sich mit der «neuen Gruppe Bahnhof» für die dortige Stadtentwicklung einsetzt. Anfang Jahr reichte der Grossrat einen Vorstoss an die Regierung ein, in dem er einen solchen Masterplan fordert. Die Antwort der Regierung steht noch aus.

Klar ist: Weil der Umbau so viele Interessen berührt und das Geld für den Umbau aus so vielen verschiedenen Töpfen kommt, verzögert sich die Planung. Der Umbau des Bahnhofs schreitet aber voran – wenn auch nur schleppend.

tageswoche.ch/+flead

×

Zwischen Weihnachten und Neujahr findet zum siebten Mal ein mehrtägiges Schweizer «Praise Camp» für Jugendliche und junge Erwachsene in Basel statt – das stösst auch auf Kritik.

Betende Teens: Fluch oder Segen?

von Dominique Spirgi und
Gabriel Brännimann

Fast zwei Jahre sind vergangen seit der sechsten Ausgabe des Schweizer «Praise Camp», das 6400 Jugendliche und junge Erwachsene nach Basel lockte und die Messe Basel für einige Tage in einen leuchtenden und lauten Massen-Gottesdienst verwandelte. Am 27. Dezember 2016 ist es wieder so weit: Bis am 1. Januar 2017 findet die siebte Ausgabe des «Praise Camp» statt, wiederum in Basel. Diesmal heisst das Thema «The Book – Wort vom Labe».

Es geht, man ahnt es, um die Bibel. In den Worten der Veranstalter: «Dank der Bibel kennen wir Gott und seine Pläne für uns und diese Welt. Gottes Wort leuchtet uns den Weg durch den Dschungel des Lebens und ist unser Glaubens-Kompass. Wir lernen immer mehr, den Liebesbrief Gottes zu verstehen und daraus Identität und Sicherheit zu gewinnen.»

Internationaler Ableger

In erster Linie ist das Camp ein Zusammenkommen für Teenager und junge Erwachsene, die in einer grossen Halle verschiedenen Predigten und Bands zuhören. Die TagesWoche hat schon das «Praise Camp» 2014 in Basel besucht und umfangreich darüber berichtet.

Für die Ausgabe 2016 haben sich nach Angaben der Organisatoren wiederum fast 6500 Jugendliche und junge Erwachsene angemeldet. «In etwa so viele haben wir erwartet», sagt Mediensprecherin Laura Jacober. Zwar sei der offizi-

elle Anmeldeschluss bereits vorbei, doch Anmeldungen würden bis zum 18. Dezember gegen einen Aufpreis weiterhin angenommen.

Die Veranstalter des «Lobpreisung-Lagers» sind keine Unbekannten: Es handelt sich um den Bibellesebund, Campus für Christus, die Jugendallianz und YWAM (Youth With a Mission, King's Kids Schweiz). Damit ist auch die Hauptausrichtung der Veranstaltung klar vorgegeben.

Sex vor der Ehe sei unvereinbar mit einem «normalen» christlichen Leben, sagen die Campus-Christen.

Campus für Christus ist der Schweizer Ableger der Organisation Cru (ehemals «Campus Crusade for Christ»), mit über 25000 Missionaren weltweit und strengen evangelikalischen Glaubensvorschriften. Dazu gehört etwa, dass Sex ausserhalb der Ehe «zwischen einem Mann und einer Frau» unvereinbar mit einem «normalen» christlichen Leben sei.

King's Kids Schweiz ist ebenfalls ein Ableger eines evangelikalischen internationalen Netzwerks – die Schweizer Sektion bietet derzeit ein Seminar an, laut Website ein «Muss für jeden, der wissen möchte, was in der heutigen Zeit geistlich abgeht und wie die okkulten und religiösen Entwicklungen weltweit sind».

Dabei geht es um «die unsichtbare Welt», die «immer realer und natürlicher» werde, konkret: «unsichtbare Wesen, Engel und Dämonen». Diese seien immer öfter zu sehen, was wohl davon komme, dass sich die Menschen zunehmend auf «Mystik, Magie und fernöstliche Einflüsse» einlassen, und schliesslich gebe es auch «eine immer stärker werdende Präsenz dieser Elemente in Medien, Filmen und Games».

Evangelikale Prediger

Auf der Bühne sind Prediger der nationalen und internationalen charismatisch-evangelikalischen Szene angekündigt. Zuoberst auf der Liste der Stars: Die US-Amerikanerin Andi Andrew, die nach ihrer Ausbildung und ihrem Dienst für die Pfingstler des Hillsong College in Australien ihre eigene Tochterkirche Liberty Church in New York gründete. Sie komme «in der Erwartung, dass wir gemeinsam Gott begegnen», lassen die «Praise Camp»-Organisatoren ausrichten.

Ebenfalls mit auf der Liste: der Schweizer Prediger Sacha Ernst, dem Gott, wie er sagt, die Türen zu Staatsoberhäuptern auf-tue, und Jesus höchstpersönlich «auf die Schultern tippt» und zu ihm spreche. Oder Matthias «Kuno» Kuhn, Dauergast an «Praise Camps» und ähnlichen Veranstaltungen. An Silvester 2012 hatte Kuhn am «Praise Camp 12» vor Tausenden Jugendlichen verkündet: «Ich habe noch nie so viel Cooles erlebt wie in diesem Jahr. Ich habe noch nie so starke Heilungen gesehen, wo Menschen geheilt worden sind, während man gepredigt hat! Ich habe noch nie so viele Bekehrungen gesehen! Es fängt!»

Der Fachstelle für Sektenfragen InfoSakta ist das «Praise Camp» bekannt. «Die Veranstaltung offenbart typische Merkmale der evangelikalen Freikirchen, die hinter dem Anlass stehen und ein schematisches Schwarz-Weiss-Denken vertreten sowie auf Missionierung abzielen», sagt die Geschäftsleiterin Susanne Schaaf.

Problematisch sei vor allem der Umstand, dass hier Teenager angesprochen würden, die für actionreiche und intensive Erlebnisse empfänglich seien. «Hier wird ein rückwärtsgewandtes und enges Normensystem in ein attraktives Lifestyle-Gewand verpackt, das auf Kinder und Jugendliche eine hohe Anziehungskraft ausübt.»

Sektenhafte Züge

Den Vergleich mit Sekten möchte Schaaf nicht explizit ziehen. Aber es stünden Organisationen hinter dem Anlass, darunter auch die ICF (International Christian Fellowship), die durchaus sektenhafte Züge aufwiesen wie soziale Beeinflussung, Milieukontrolle und Absolutheitsglaube. «Es besteht das Risiko, dass die Hingabefähigkeit und Begeisterung von Jugendlichen und Kindern in eine Selbstaufgabe und Hörigkeit münden.»

Die Veranstalter weisen diese Vorwürfe von sich: Die vier Organisationen seien «breit abgestützt und haben einen guten Kontakt zu landeskirchlichen Organisationen», so Mediensprecherin Laura Jacober. Auch bei den Referenten habe man «bewusst auf eine grosse Bandbreite» geachtet. Allerdings sei «ein grosser Teil der Auftretenden dem freikirchlichen Umfeld zuzurechnen», räumt Jacober ein.

Milieukontrolle und Absolutheitsglaube – die Veranstalter weisen die Vorwürfe zurück.

Sie betont, mit Johannes Hartl finde sich «aber auch ein Katholik unter den Namen». Doch auch Hartl, verheiratet und Vater von vier Kindern, scheint als Vorbeter in einem ökumenisch-charismatischen Gebetshaus mehr zum «Praise Camp»-Personal zu passen als zur katholischen Kirche.

«Wir sind uns bewusst, dass Teenager und Jugendliche sich in einer sehr sensiblen Entwicklungsphase befinden», so

Jacober weiter. Dem würden die Organisatoren Rechnung tragen, «indem alle Programmteile völlig freiwillig sind». Es gebe auch bewusst weniger «Plenarveranstaltungen» als beim ersten «Praise Camp» im Jahr 2002 – und die Jugendlichen können ihr Programm vermehrt «nach ihren Bedürfnissen zusammenstellen».

Mündiger Umgang gefragt

Bei InfoSakta sei bislang erst eine Anfrage zum «Praise Camp 16» eingegangen, wie Sekten-Fachfrau Susanne Schaaf sagt – «erstaunlich, bei einem Anlass dieser Gröszenordnung». Bei der Anfrage handelte es sich um die Mutter eines 18-Jährigen.

«Verbieten kann man einem jungen Erwachsenen oder älteren Jugendlichen die Teilnahme natürlich nicht, ein Verbot könnte auch zu einer Gegenreaktion oder zu Heimlichkeiten führen», sagt Schaaf. «Eltern sollten vielmehr das Gespräch suchen, versuchen, das Kind mit ins Boot zu holen und an einen mündigen Umgang mit den Erlebnissen im «Praise Camp» appellieren.»

Das funktioniert aber natürlich nur bei Eltern, die nicht selber Mitglied in einer freikirchlichen Organisation sind.

tageswoche.ch/+un47p

×

Für das diesjährige «Praise Camp» haben sich fast 6500 Jugendliche und junge Erwachsene angemeldet.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



City Park & Ride

Schnäppchen mit Haken

von Dominique Spirgi
und Gabriel Brönnimann

Ende September präsentierten zwei Basler Regierungsräte zusammen mit dem Tarifverbund Nordwestschweiz und Pro Innerstadt ihren neusten verkehrspolitischen Geniestreich: Wer mit dem Auto in die Stadt fährt und sein Gefährt in einem der fünf staatlichen Parkhäuser einstellt, soll problemlos aufs Tram umsteigen können und eine Stunde Parkieren geschenkt erhalten.

City Park & Ride nennt sich das Ganze. Klingt gut, fand auch ein Stadtbesucher aus Bottmingen, der am vergangenen Wochenende mit seiner Frau ins Parkhaus Elisabethen einfuhr. Das gelöste Ticket gilt als Fahrkarte für zwei Personen für beliebige Tram- und Busfahrten im Bereich der Stadt und der näheren Schweizer Agglomeration. Aber im Ticket tickt eine Zeituhr, die nicht nur die Parkdauer misst, sondern auch den Preis des Trambilletts ansteigen lässt.

Hätte der Besucher nur das Kleingedruckte gelesen, das weniger gut sichtbar seitlich neben dem Automaten angebracht ist. Dort steht unter «Tarife City Park & Ride» das, was hinter dem viel versprechenden Angebot steckt: «Erste

Stunde CHF 6.80, jede weitere Stunde CHF 1.60, maximal CHF 14.80; zzgl. Parkgebühren – die erste Parkstunde ist kostenlos.» Die Rechnung, die dem Besucher aus Bottmingen nach etwas über vier Stunden Aufenthalt in der Stadt präsentiert wurde, belief sich auf 23.70 Franken. «Das haute mich aus den Socken», sagt er. Tatsächlich wären er und seine Frau ohne Sonderangebot billiger weggekommen. Die beiden fuhren nämlich nur zweimal eine Kurzstrecke mit dem Tram.

Hypothetischer Fall

Der Slogan «Eine Stunde gratis parkieren und dann mit Tram & Bus flanieren» verspricht viel – auf den ersten Blick vielleicht gar mehr, als er hält. Auch Josianne Walpen von der Stiftung für Konsumentenschutz setzt da ein Fragezeichen: «Ob die Preisbekanntgabe hier korrekt vorgenommen wird, muss die örtliche Gewerbepolizei feststellen. Für die Kundinnen und Kunden ist es jedenfalls nicht auf den ersten Blick erkennbar, dass neben dem Werbehinweis weitere Informationen vorhanden sind.»

Nun kann man sich fragen, welchen Sinn ein Park-&-Ride-Angebot innerhalb der Kernstadt macht. Flanieren geht doch noch immer besser zu Fuss als in überfüllten Trams. Das Angebot lohnt sich wohl nur für diejenigen, die nach dem Shopping einen Besuch bei der Fondation Beyeler einplanen. Dieser hypothetische Fall wurde bei der Präsentation Ende September auch explizit genannt.

tageswoche.ch/+zwiyy

Paragraf der Woche



Risikospiele in BL brauchen Bewilligungen

von Dominique Spirgi

Bis jetzt sind im Baselbiet Grossanlässe nur auf Allmend bewilligungspflichtig. Diese Pflicht soll künftig auch auf Anlässe auf Privatgrund, also beispielsweise in Sportstadien, ausgedehnt werden. Das Polizeigesetz soll deshalb durch einen neuen Paragraphen ergänzt werden: «Fussball- und Eishockeyspiele mit Beteiligung der Klubs der jeweils obersten Spielklasse der Männer sind bewilligungspflichtig.» Zwar gibt es im Landkanton keine Klubs, die sich auch nur in der Nähe der obersten Spielklasse befinden, aber vielleicht steigt der FC Liestal ja bald in die Super League auf.

tageswoche.ch/+7tj90

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 42-Jährige wohnt in Bern.

Parteiwechsel

Talha Ugur Camlibel kehrt zur SP zurück

von Yen Duong

Der Basler Grossrat Talha Ugur Camlibel tritt aus der Grünen Partei aus. Er wird sich der SP anschliessen. Diese verliess der 62-Jährige vor rund zehn Jahren, um den Grünen beizutreten.

Mit seinem Wechsel sorgt Camlibel für Unmut in der Partei. Es sei unverständlich, dass Camlibel seine Wechselabsicht der Fraktion erst nach den Wahlen bekannt gegeben habe, teilten die Grünen am Montag mit. Dies sei auch gegenüber dem Wahlvolk unfair. Mit dem Wechsel verliere das Grüne Bündnis bereits vor dem Beginn der neuen Legislatur den in den Wahlen vom Herbst hinzugewonnenen Sitz.

Camlibels Stimme bleibe immerhin im rot-grünen Lager, schreibt die Partei weiter. Bei den Wahlen Ende Oktober gewannen sowohl die SP wie auch das Grüne Bündnis je einen Sitz. Im 100 Mitglieder zählenden Parlament verfügen sowohl das rot-grüne wie auch das bürgerliche Lager über je 48 Sitze. Vier Sitze gewann die GLP. Das Grüne Bündnis kommt in der neuen Legislatur weiterhin auf 13 Sitze, die SP neu auf 35.

Bertschi geht, Steinle kommt

Wie Camlibel sagt, sei der Entscheid, zur SP zurückzukehren, erst nach den Wahlen gefallen. «Der Entscheid, die Grünen zu verlassen, fiel erst nach einer sehr unangenehmen Fraktionssitzung vor wenigen Wochen.»

Die Fraktion der Grünen muss zudem einen weiteren Verlust hinnehmen: Nora Bertschi tritt aus beruflichen Gründen aus dem Grossen Rat zurück. Bertschi wird stellvertretende Leiterin im Amt für Sozialbeiträge. An Bertschis Stelle wird die Erstnarrückende Lea Steinle die Grünen in der Fraktion Grünes Bündnis vertreten. Nora Bertschi wird sich gemäss Mitteilung aber bei den Grünen weiterhin als Mitglied des Vorstandes und der Geschäftsleitung zur Verfügung stellen.

tageswoche.ch/+srd84



Silvia Schenker: «Ich wurde für eine ganze Legislatur gewählt.»

FOTO: KEYSTONE

Knatsch in der SP

Schenker bleibt, Atici schmolzt

von Yen Duong

Am Montagabend war Mustafa Atici am Boden zerstört. An einem Treffen im engsten SP-Kreis hatte ihm Nationalrätin Silvia Schenker eröffnet, dass das Bundeshaus für ihn auch in den nächsten drei Jahren nicht mehr als eine Wunschdestination bleiben wird.

Das Loslassen fällt Silvia Schenker schwer, Politik ist ihr Leben. Seit 2003 sitzt die 62-Jährige für die Basler SP in der grossen Kammer und hat sich dort mit ihrem Engagement in den Themen Migration, Integration und Soziales einen Namen gemacht. Eigentlich hätte Schenker im Herbst 2015 wegen der parteiintern geltenden Amtszeitbeschränkung von zwölf Jahren gar nicht mehr zu den Nationalratswahlen antreten dürfen.

Die SP hob im Februar 2015 die Amtszeitbeschränkung allerdings auf (auch für Ständerätin Anita Fetz). Schenker wurde mit 111 gegen 29 Stimmen für die Wahl in eine vierte Legislatur im Nationalrat nominiert – in der Erwartung, dass sie vorzeitig zurücktreten und dem Nachrückenden Platz machen werde.

Schenker will Wählerauftrag erfüllen

Diese Hoffnung hat Schenker nun zu nichte gemacht. Sie sagt: «Für mich gehört zur Politik vor allem, den Auftrag der Wählerinnen und Wähler zu erfüllen. Niemand hat mich 2015 für ein oder zwei Jahre gewählt, sondern für eine ganze Legislatur von vier Jahren. Und diesen Auftrag will und werde ich erfüllen, auch wenn das

aktuell nicht im Sinn der Parteiführung ist. Einige Menschen innerhalb der SP zu enttäuschen, tut mir weh. Aber jene Wählerinnen und Wähler in Basel nicht zu enttäuschen, die mir mit ihrer Stimme bereits zu meinen Grossrat-Zeiten und auf nationaler Ebene seit 2003 vertrauen und meine politische Arbeit schätzen, hat Priorität, steht auf meiner Pro- und Contra-Liste zuoberst. Abgesehen davon: Ich bin gesund, motiviert, habe unveränderte Freude an meinen politischen Aufgaben, und die möchte ich jetzt nicht wie ein halbfertiges Puzzle als erledigt betrachten.»

Mustafa Atici zeigt sich enttäuscht: «Das war nicht so abgemacht. Dieser Entscheid ist für mich nicht nachvollziehbar und er schadet der Partei enorm.»

Hollinger hat kein Verständnis

Nicht erfreut über Schenkers Beschluss ist auch SP-Präsidentin Brigitte Hollinger. «Dieser Entscheid ist nicht gut für die Partei und ich habe kein Verständnis dafür.» Zumal man mit Mustafa Atici einen Nachrückenden habe, der auf eine grosse Wählerschaft in der Migrationsbevölkerung zählen könne. «Wir können nicht sagen, dass wir für die Partizipation sind – wenn aber jemand dann eine tragende Rolle spielen soll, verunmöglichen wir dies», sagt Hollinger. Die SP-Chefin glaubt nicht, dass das letzte Wort in dieser Sache gesprochen ist. «Wir nehmen den Entscheid von Silvia Schenker so zur Kenntnis und lassen ihn mal so stehen. Gespräche wird es zu gegebener Zeit aber wieder geben.»

Doch Schenker will sich nicht umstimmen lassen: «Es ist ein definitiver Entscheid. Damit besteht ab sofort für alle Klarheit: Für die Partei, eine Nachfolge-Kandidatur für 2019 mit viel Zeit und ohne Hektik zu regeln. Und für mich persönlich ebenfalls.»

tageswoche.ch/+6vl87

Weiterlesen

«Ich enttäusche niemanden gerne» – Silvia Schenker im Interview
tageswoche.ch/
+pmjv8

ANZEIGE

À jour sein? Belege stapeln sich ?

Treuhand Böhi

- Buchhaltungen
- Revisionen
- Steuern
- Controlling
- Excel-Makros

Schützenweg 3, 4102 Binningen
☎ 076 507 07 67 Fax 061 423 01 06
www.treuhandboehi.ch
✉ info@treuhandboehi.ch

Wir haben alle Fotografen, die 2016 für die TagesWoche im Einsatz waren, um ihr Bild des Jahres und ein paar erklärende Worte gebeten.

Unsere Bilder des Jahres

Galerie

Weitere Bilder
des Jahres finden
Sie online:
[tageswoche.ch/
+ypspc](http://tageswoche.ch/+ypspc)

Nur wenige besuchen in der Nebensaison die Wanderdüne von Rubjerg Knude im Nordwesten Dänemarks, von der aus man kilometerweit auf die Skagerrak-Meerenge und die Nordsee blickt. Dann kamen diese Touristen ins Bild – der richtige Augenblick folgte wenig später. FOTO: LIVIO MARC STÖCKLI





Tausende Flüchtlinge warten im März in Idomeni/Griechenland auf ein Weiterkommen in Richtung Norden. Doch die Grenze zu Mazedonien bleibt geschlossen, die Lage ist verzweifelt. Das Camp versinkt infolge wochenlangen Dauerregens im Schlamm. Ein Flüchtling aus Afghanistan hat in einer Regenpause das Dach eines Zeltes von Wasserlachen befreit und klettert herunter. Ein Kind schaut durch ein Lüftungsloch und lacht – ein kurzer, unbeschwerter Augenblick in einer sonst aussichtslosen Lage.

FOTO: ROLAND SCHMID



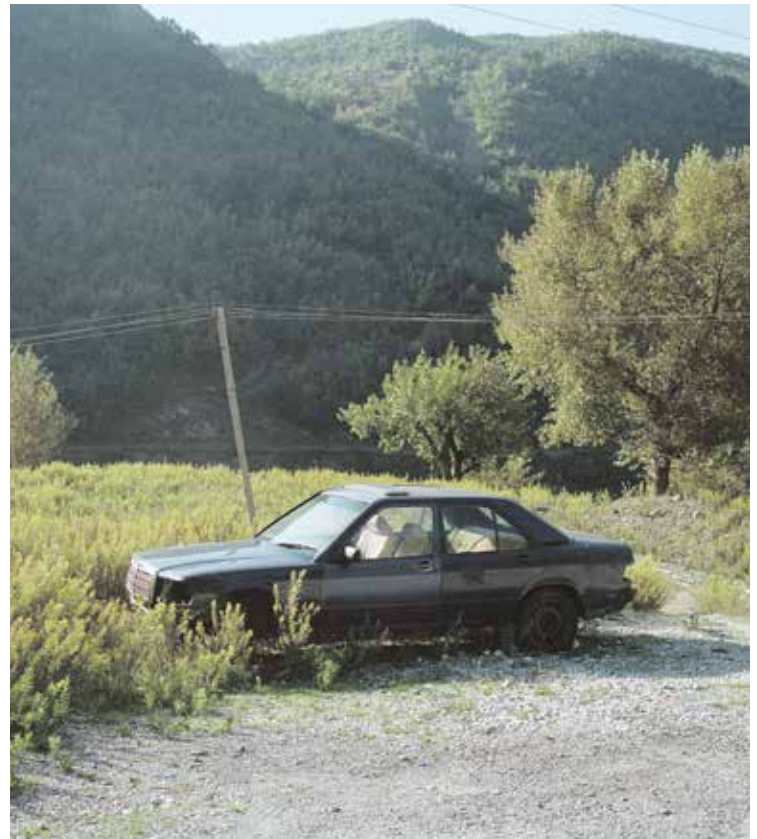
Ob sich die Menschen in Venedig schon früher so maskierten, weiss man nicht, es spielt aber auch keine Rolle. Feiertage sind wichtig und schön, sie ermöglichen einen Blick auf die eigene Geschichte und alte Zeiten mit neuen Augen.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Ein vergessener Moment auf der Fensterbank...

FOTO: DONATA ETTLIN



Das Bild strahlt für mich die Ruhe aus, die ich immer wieder suche. Gefunden habe ich sie im Hinterland Albaniens.

FOTO: JONAS LANDOLT



Ein junger afghanischer Schneider schläft während der Mittagspause seiner 16-Stunden-Schicht in einem Sweatshop in Teheran. Viele Afghanen in Iran haben keine Möglichkeit, Papiere zu erlangen, und sind dazu gezwungen, illegal und für einen Minimallohn zu arbeiten.

FOTO: SIMON KRIEGER



Die Kinderschreie sind schon lange verstummt im Kannenfeldpark. Die Nacht übernimmt nun die Regie und mit ihr die Gestalten, die über die Wasseroberfläche gleiten.

FOTO: KETTY BERTOSI



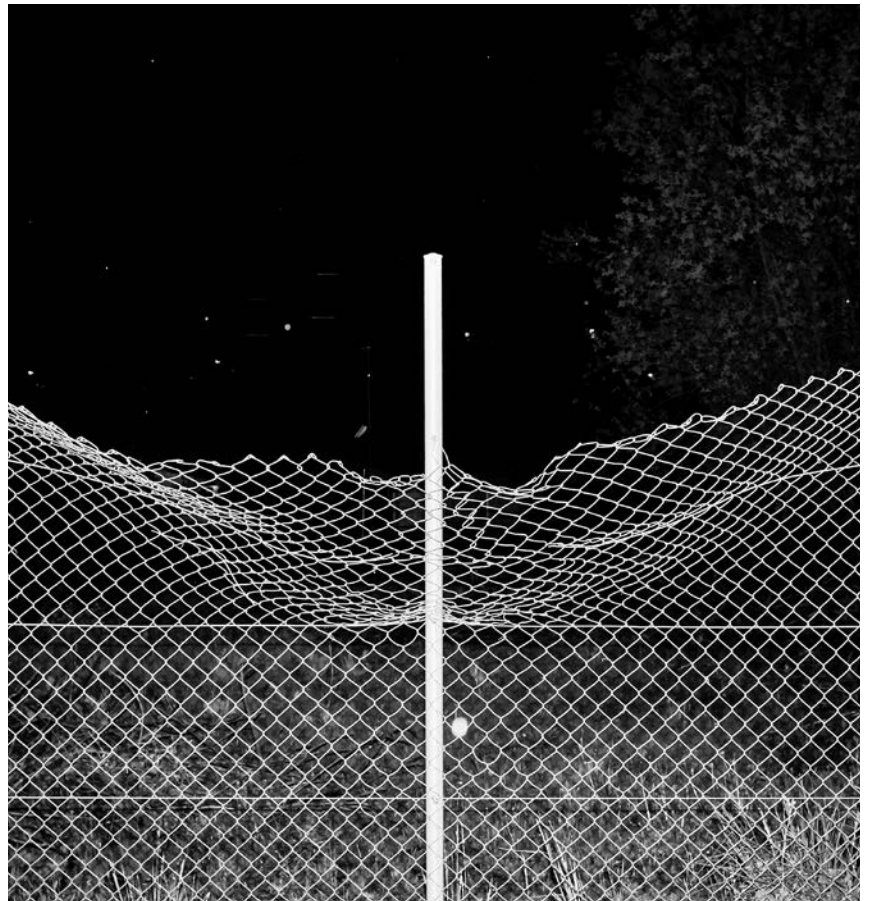
Was aussieht wie das Foto einer eskalierenden Demo, ist in Wahrheit eine freundschaftliche Wasserschlacht zwischen zwei Quartieren in Gross- und Kleinbasel an einem warmen Sommertag. Die Bearbeitung in Schwarzweiss und das bewusste Ausklammern der Merkmale einer Wasserschlacht – Wasserpistolen oder Wasserballone – führen den Betrachter in die Irre.

FOTO: KOSTAS MAROS



Vor Kurzem wurde ich von meiner Frau gefragt, auf was ich dieses Jahr denn besonders stolz bin, und ich wusste spontan nicht, was antworten. Erst beim Durchstöbern von Snapshots auf meinem Handy kam mir die passende Antwort in den Sinn. Ich bin stolz, Vater der besten Tochter der Welt zu sein. Jahr für Jahr.

FOTO: NILS FISCH



Aus der Serie «Nachhauseweg Entenweid», 24. April 2016. Im Zwiegespräch mit der Kamera: Der Weg zu zweit ist halb so weit.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Die Western Line in Mumbai transportiert täglich 3,5 Millionen Menschen. In den übervollen Zügen gab es regelmässig sexuelle Übergriffe auf Frauen. Die Einführung von Frauenzugabteilen in den 90ern brachte mehr Sicherheit und reduzierte die Anzahl von Sexualstraftaten.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Die SP hat ein Papier zur Wirtschaftspolitik verfasst und ihren Parteitag abgehalten. So weit, so normal. Tief blicken lässt die Berichterstattung der meisten Schweizer Medien.

Das Problem der Ideologen mit der SP

Auf dem roten Planeten? Die bürgerliche Presse wähnt Christian Levrat unterwegs zum Mars.

FOTO: FRANZISKA SCHEIDEGGER



von Gabriel Brönnimann

Die Wortkombination «Levrat» und «Klassenkampf» kommt in Schweizer Medien 119 Mal vor. Nicht in den letzten fünf Jahren – sondern seit dem 12. November 2016 *. Ausgelöst hat die Artikel-Lawine die «Sonntagszeitung» mit einem Bericht über das SP-Positionspapier «Wirtschaftsdemokratie».

Der Artikel – kein Kommentar – tat das Papier als altbacken ab. «Vorwärts mit Plänen von früher», so der Titel. Der Vorwurf: Alles von gestern, «alte sozialistische Rezepte», ein «Forderungskatalog der 70er- und 80er-Jahre». Und mit so einem Papier wolle die Partei etwas erreichen – «gegen den Aufstieg rechtsbürgerlicher Parteien wie der SVP oder rechtspopulistischer Bewegungen in Europa oder zuletzt mit der US-Wahl Donald Trumps».

Und trotzdem: Die «Sonntagszeitung» warnt. Schon der erste Satz sagt dem Leser, was er vom Papier zu halten hat: «Der Titel tönt harmlos, der Inhalt ist es nicht.»

Was die Medien-Meute rapportierte

An der Story mit Levrat und dem Klassenkampf änderte sich nach diesem Auftakt nicht mehr viel. Es kauen alle auf demselben Knochen herum – nach Gusto garniert mit Aussagen einiger prominenter Kritiker des Papiers aus dem bürgerlichen SP-Flügel. Die Story geht, salopp zusammengefasst, so: Die SP präsentiert ein paar Ideen, doch die sind alt und untauglich bis gefährlich.

Dazu erklärte man der Schweizer Öffentlichkeit mit einem Sperrfeuer von Leitartikeln und Kommentaren, wie die Welt in Wahrheit sei. Jedenfalls sicher nicht so, wie sie die SP sieht. «Der Marsch nach links ist die falsche Antwort» – «Wie die Linke die Arbeiter vergessen hat» – «Die Ideologie steht im Weg» – «Aufstand gegen die Klassenkämpfer» – «Die SP hat grosses Potenzial, aber die falschen Rezepte».

Der Thuner Parteitag wird von den meisten Medien per Agentur abgehandelt. Die SP stellt sich klar hinter das Papier, lehnt den Rückweisungsantrag mit 375 zu 59 Stimmen ab. Via Newsexpress verbreitet Tamedia diese Nachricht unter dem Titel «SP-Delegierte erteilen rechtem Flügel eine Abfuhr» auf «20 Minuten», «Tages-Anzeiger», «Berner Zeitung», «Bund» und BaZ. Der «Tages-Anzeiger» berichtete ausführlich vor Ort – und wohlinformiert. Es folgt ein Interview mit Cédric Wermuth (Newsnet/«Berner Zeitung», «Bieler Tagblatt», «Landbote», «Freiburger Nachrichten», «Zürcher Oberländer», «Zürichsee-Zeitung», «Zürcher Unterländer»).

Was die Meute verschweigt

Das war am 5. Dezember. Am gleichen Tag kommentierte auch die NZZ den Parteitag, augenscheinlich von grosser Sorge vor einem kommunistischen Umsturz getrieben: Unter der Überschrift «Auf zum Mars» warnte sie vor dem bedrohlichen

roten Planeten. Das Papier zeige eine «Radikalisierung» der Sozialdemokratie, die Partei sei «ideologisiert» und betreibe «Propaganda», wenn sie «vom entfesselten neoliberalen Kapitalismus» spreche.

Nach dem obligaten Nachtreten der SVP in der «Weltwoche» (Christoph Mörgele lavierte am 8. Dezember über «gefährliche Geisterfahrer» an der SP-Spitze und über «kleine Stalins, Castros und Lulas» an der Basis) kehrte schliesslich Ruhe ein im Blätterwald zum Thema «Wirtschaftsdemokratie».

Die «Sonntagszeitung» schrieb, die SP wolle die «Überwindung des Kapitalismus». Doch im Papier der Partei kommt diese Formulierung nicht vor.

Was in den meisten Berichten weitgehend fehlte – mit Ausnahme der Erwähnung einzelner, provokativ formulierter und auch intern umstrittener Punkte (auch nach dem SP-Parteitag bleiben 32 Stellen zu überarbeiten bis zur endgültigen Fas-

sung) –, war eine konkrete Auseinandersetzung mit dem Inhalt. Worum geht es da eigentlich? Was bedeutet diese Wirtschaftsdemokratie, laut SP, und: Wie sieht dieses Positionspapier überhaupt aus, über das am Parteitag debattiert wurde?

Was im Papier steht

«Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich seit Jahren. Auch in der Schweiz. Die Reichen werden reicher – vor allem durch den Bezug leistungsloser Einkommen wie Erbschaften, steuerfreien Kapitalgewinnen oder überteuerten Boni. Demgegenüber gerät der Mittelstand zunehmend unter Druck und die Lage der Armen wird immer prekärer.

Mittlerweile reichen gewisse Arbeits-einkommen nicht einmal mehr, um den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten. Wenn es einen Klassenkampf gibt, dann wird der von oben geführt», heisst es im Vorwort.

Das ist die einzige Erwähnung des Wortes «Klassenkampf» im SP-Papier. Die «Sonntagszeitung» schrieb: «Entsprechend der Forderungen ist auch die Rhetorik im Papier: Begriffe wie «Klassenkampf» und «Überwindung des Kapitalismus», die in den letzten Jahren nur noch selten benutzt wurden, werden nun als Kampfpaparen mehr als nur rehabilitiert.»

Die Formulierung «Überwindung des Kapitalismus» kommt im Papier, entgegen

IMMOBILIEN

SENNIMMOBILIEN

Auf dem Sonnenhügel!

In **Oberwil**, Bertschenackerstrasse/ Storchenweg, vermieten wir nach Vereinbarung moderne, lichtdurchflutete

3- und 4-Zimmer-Maisonettewohnungen

1. OG mit bis 186 m²

- 2 grosse Hallen
- Wohnküche mit GWM/Mikrowelle
- Bad/WC und Gäste-WC
- Dusche/WC mit WM/Tumbler
- Garderobe und Ankleideraum
- Parkettböden mit Bodenheizung
- grosse beheizte Veranda ca. 18 m²
- Abstell- und Estrichabteil
- Keller ca. 43 m² und Weinkeller

Mietzins ab CHF 2580.– exkl. NK
Einstellhallenplatz CHF 140.–

SENNIMMOBILIEN-OBERWIL

TELEFON 061 402 00 70

www.sennimmobilien.ch

SENNIMMOBILIEN

Neubau!

In **Pratteln**, Münchackerstrasse 24, vermieten wir per sofort oder nach Vereinbarung in kleinem MFH (Minergiestandard P) eine moderne

4.5-Z'Maisonettewohnung ca. 145 m² / 1.0G / DG

- Einbauküche mit GWM + GK
- Bad / WC
- Dusche / WC
- eigener WM / Tumbler
- Wintergarten ca. 10 m²
- grosse Terrasse ca. 21 m²
- Keller

Die Wohnung ist auch zu 5-Zimmer ausbaubar.

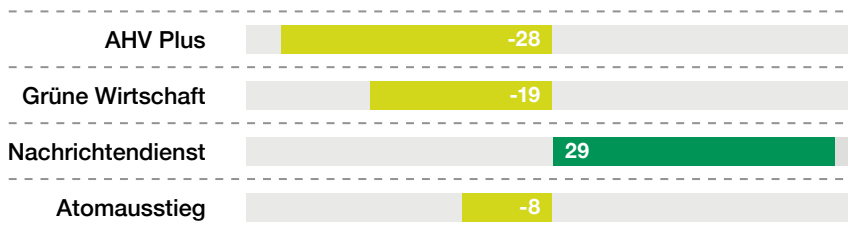
Mietzins CHF 2810.– inkl. NK
Aussenabstellplatz CHF 50.–

SENNIMMOBILIEN-OBERWIL

TELEFON 061 402 00 70

www.sennimmobilien.ch

Resonanz & Tonalität der Artikel in der Deutschschweiz



GRAFIK: CAROL ENGLER

(Quelle Grafik: Foeg)

der Behauptung der «Sonntagszeitung», gar nicht vor. Stattdessen hält das Papier fest, die SP sei die «treibende Kraft» bei der «Zähmung des Kapitalismus im 20. Jahrhundert» gewesen – mit der Schaffung des Sozialstaats, der Schaffung der Rechte der Lohnabhängigen, der Schaffung des Service public und so weiter –, doch seit einiger Zeit sei die «erneute Entfesselung» des Kapitalismus festzustellen. Dem wolle man «entgegenwirken» und die sozialen «Errungenschaften verteidigen».

Es folgen die 25 konkreten «Handlungsfelder und Massnahmen». Sie reichen von der Forderung nach mehr Mitbestimmungsrechten für Angestellte in Grossbetrieben über eine Stärkung des Service public, mehr Macht für Konsumenten, verantwortungsvollere Pensionskassen und Banken bis zur Forderung nach unternehmerischer Verantwortung gegenüber Gesellschaft und Umwelt.

Warum es im Papier steht

Sicher, das alles entspricht definitiv nicht dem Kurs des rechtsbürgerlich dominierten Schweizer Parlaments. Aber sind es nicht Themen, die Medien zumindest erwähnen, wenn nicht gar leidenschaftlich debattieren müssten – zumal die Partei ihre Forderungen nicht im luftleeren Raum, sondern in der reichen Schweiz stellt? Hier, wo

- im Jahr 2014 offiziell rund 530 000 Menschen von Einkommensarmut betroffen waren, zudem 1,085 Millionen Menschen als «armutsgefährdet» galten?
- die bisher umfassendste (Meta-)Studie zur Einkommensungleichheit in der Schweiz seit 1990 aus dem Jahr 2015 gezeigt hat, dass die tiefen und mittleren Reallöhne zwischen 1994 und 2012 um 18 Prozent, die der bestverdienenden zehn Prozent aber um 41 Prozent gestiegen sind?
- die Gesellschaft überaltert – und schon heute fünf Prozent der Menschen im Rentenalter nur mit Mühe für die nötigsten Ausgaben aufkommen können und jede zehnte ältere Person nicht in der Lage ist, eine unvorhergesehene Ausgabe von 2000 Franken innert Monatsfristen zu bewältigen?
- die Gesundheitskosten weiterhin unbremst steigen?

– die Regierung mehrheitlich mit Sparen und Abbauen beschäftigt ist?

– sich die Sparübungen schon mit der Eintreibung von Steuerausfällen durch Hinterziehung allein von Schweizer Privathaushalten mehr als verhindern liessen? Ausfälle, die – konservativ geschätzt – jährlich 20 Milliarden Franken betragen, während das bürgerlich dominierte Parlament gerade einen möglichen Informationsaustausch im Inland per Verfassung verunmöglichen will?

– die meisten Kantone – mehrheitlich verschuldet und das mehrheitlich zunehmend – kaum wissen dürften, wie sie sich die zusätzlichen Ausfälle durch den Sparkurs aus Bern und die steuerlichen Entlastungen der Firmen nach der USR III leisten sollen?

– der Mietpreisindex seit Jahren steigt und steigt – und der Landesindex der Konsumentenpreise zwischen 1990 und 2015 um ganze 29,7 Prozent zugelegt hat?

– die ÖV-Preise immer nur ganz steil nach oben gehen?

Ja, man würde meinen, all diese Themen, um die es im SP-Papier geht, böten den Schweizer Medien Diskussionsstoff über Jahre hinaus. Doch offenbar ist dem nicht so.

Der Vorwurf an die Adresse einer politischen Partei, ihre Vorschläge seien ideologisch, ist ungefähr so intelligent wie die Klage über die Nässe von Wasser: Das liegt in der Natur der Sache. Der NZZ-Kommentar verkündete zudem, die Schweiz sei «kein Land des entfesselten Kapitalismus, sondern letztlich ein sozialdemokratisch organisiertes Gemeinwesen», und nun würde die fehlgeleitete SP-Führung mit ihren Vorschlägen «zum roten Planeten Mars» fliegen.

Die Blindheit der Ideologen

So kann nur argumentieren, wer seinen eigenen ideologischen Standpunkt verschweigt oder schlicht unfähig ist, der eigenen Sichtweise gewahr zu werden, weil sie die dominante ist. Das Argument projiziert den Marx'schen Ideologie-Begriff einseitig auf die Linke zurück – und bestätigt damit ohne es zu wollen eine Kernaussage der linken Ideologie-Theorie (via Marx-Gramsci-Althusser): Dass die bür-

gerlich-kapitalistische Gesellschaft einseitige Bilder und Geschichten von sich, eben Ideologien, hervorbringt, welche die Interessen der Mächtigen zu allgemeinen Interessen und neutralen Tatsachen erklären.

Mehr Theorie braucht es hier nicht, die Faktenlage spricht für sich. Die Schweiz ist mit ihrer rechtskonservativ und rechtsliberal dominierten Legislative und Exekutive so weit weg von imaginären roten Planeten wie schon lange nicht mehr in ihrer Geschichte. Die grossen sozialdemokratischen Errungenschaften, die die Schweiz geprägt haben – sei es im Bereich der Sozialversicherungen, des Service public oder der Rechte von Angestellten –, sind seit Jahrzehnten unter Beschuss, seit einigen Jahren verschärft.

Der Vorwurf an eine Partei, ihre Vorschläge seien ideologisch, ist ungefähr so intelligent wie die Klage über die Nässe von Wasser.

Da passt es ins Bild, dass keine Zeitung thematisiert, dass die erwähnten Errungenschaften – wirtschaftsdemokratische Ansätze durch und durch – nicht nur gut funktionieren, sondern die Schweiz auch reibungslos durch die Blütezeit ihrer Volkswirtschaft begleitet haben. Jedenfalls bis zur neoliberalen Wende, in der Schweiz eingeleitet durch die «marktwirtschaftliche Erneuerung» in den 1990er-Jahren.

Schiefer Blick nach links

Der ehemalige HSG-Professor Philippe Mastronardi beschreibt in seinen «acht Thesen zur Entwicklung von Demokratie und Kapitalismus in der Schweiz», wie «die Nachkriegskonkordanz zwischen Wirtschaft und Politik erodiert»: «Unternehmer haben mit ihrem Kapital schon immer Einfluss auf demokratische Entscheide in der Schweiz genommen. Sie haben aber auch Verantwortung für einen allseits tragbaren wirtschaftlichen und politischen Ausgleich getragen. Das nun immer mächtiger werdende Finanzkapital hat jedoch keinerlei Bindungen mehr an die Fragen eines gerechten Zusammenlebens im Land. Ein demokratischer Diskurs mit ihm ist nicht möglich. Seine einzige Form von «voice» in der Demokratie ist die Drohung mit «exit». Es kennt nur das Diktat von Gewinn und Verlust am Kapitalmarkt. Sein Index wird vom Indikator zum Diktator des Richtigen – auch für die schweizerische Demokratie.»

Die Levrat-Klassenkampf-Geschichte ist kein Einzelfall in der heutigen Schweizer Medienlandschaft. Sie steht exemplarisch dafür, wie die grossen Zeitungen der



So sieht Klassenkampf aus. Das SP-Positionspapier zur Wirtschaftsdemokratie aber ist keine Kampfschrift.

FOTO: KEYSTONE

Deutschschweiz mit Themen links der Mitte umgehen.

Das zeigen längst auch die Resultate der «Abstimmungsmonitor»-Berichte des Forschungsinstituts Öffentlichkeit und Gesellschaft (Fög). Mit den Monitorings ermittelt das Institut der Uni Zürich jeweils, wie gross die Medienresonanz vor eidgenössischen Abstimmungen war – und vor allem, wie die Tonalität der Beiträge war, sprich, ob eine Vorlage von den Medien eher befürwortet oder ablehnend behandelt wurde.

Die Medien helfen den Rechten

Um das messbar darzustellen, errechnet das Fög aus allen Artikeln zum Thema einen «Tonalitätsindex», der bis maximal +100 gehen kann (das wäre der Fall, wenn alle Artikel ausschliesslich aus positiven Bemerkungen und Wertungen zu einem Thema bestehen würden) – im umgekehrten Fall bis -100 (ausschliesslich negativ). Die Analyse der Berichterstattung über vier Vorlagen (siehe Grafik S. 28), über die kürzlich an der Urne abgestimmt wurde – nachzulesen im Detail in den Abstimmungsmonitor-Berichten September und

November –, zeigt: Die deutschsprachigen Schweizer Medien unterstützten überwiegend die bürgerlichen Positionen. Das war bei den Vorlagen zu AHV plus, zur Grünen Wirtschaft, zum Nachrichtendienst und zum Atomausstieg der Fall. Sogar der angeblich linksliberale «Tages-Anzeiger» kommt etwa beim Nachrichtendienst-Gesetz auf positive Werte (er war somit insgesamt für ein Ja), beim Atom-Ausstieg nur auf 0 (insgesamt ausgeglichen).

Die Geschichte vom linksliberalen Schweizer «Medien-Mainstream» ist ein Märchen.

Anders gesagt: Die gerne erzählte Geschichte vom links-grünen/linksliberalen Schweizer «Medien-Mainstream», zu dem wohl auch dieser Text von einigen gezählt werden wird, ist ein Märchen. Eines, das gerne von Ideologen erzählt wird, wenn sie mit Argumenten konfrontiert sind, die nicht zu ihrer Sicht der Dinge passen.

Medien und Mainstream, das beschäftigt die Medien selbst wie kaum zuvor: Die Wortkombination gab es im laufenden Jahr ** schon 816 Mal zu lesen. Mit den «Mainstream-Medien» haben sich allen voran Leserbrief-Schreiber, die «Basler Zeitung», die «Weltwoche» und die NZZ beschäftigt.

Der Schweizer Medien-Mainstream, wie er von den meisten beschrieben wird, bleibt ein Phantom. Es gibt ihn. Aber er tickt sicher nicht links-grün oder links-liberal. x

* Quelle: Mediendatenbank SMD, Zeitraum 12.11.2016 bis 13.12.2016, inkl. Mehrfachverwertungen

** Quelle: Mediendatenbank SMD, Zeitraum 1.1.2016 bis 16.12.2016, inkl. Mehrfachnennungen

Links zu den erwähnten Medienberichten und Dokumenten finden Sie in der Online-Version dieses Beitrags: tageswoche.ch/+zbscj

Der Bund anerkennt die «berechtigte Sorge um die Sicherheit» der jüdischen Gemeinschaft. Geld möchte er für den Schutz von Schulen und Synagogen aber keines in die Hand nehmen.

Wer zahlt den Schutz der Schweizer Juden?

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Wer sich für Angebote im Bereich Personenschutz interessiert, stösst schnell auf zahlreiche Anzeigen und Angebote. Zum Beispiel: «Wer im Licht der Öffentlichkeit steht, sollte sich vor den Schattenseiten schützen können. Wir alle haben Anspruch auf ein sicheres und lebenswertes Umfeld. In Zeiten einschneidender politischer, sozialer und wirtschaftlicher Veränderungen ist das Sicherheitsbedürfnis der Öffentlichkeit besonders gross geworden. Die Erfüllung dieses Bedürfnisses ist für die Behörden eine Aufgabe, die nicht immer ganz einfach zu bewältigen ist.» Also könne man sich an die Firma XY wenden.

Eine Preisliste lag dieser Anzeige nicht bei. Doch zweifellos, der gute Service kostet gutes Geld und ist ein Geschäft, das von Problemen anderer lebt, wie der Zahnarzt und der Scheidungsanwalt.

Wer schützt die Minderheiten?

Im Falle des Personenschutzes stellt sich die Frage, wer dafür verantwortlich ist und ihn bezahlt. Für den Schutz von Spitzenmanagern sorgen die Unternehmen selber, für den allenfalls nötigen Schutz von Magistraten und gewählten Politikern ist es selbstverständlich der Staat.

Und für vulnerable Minderheiten? Das ist kein neues Thema. Bereits nach den Pariser Attentaten im Spätherbst 2015 hatte der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) den Bundesrat auf das für die jüdische Gemeinschaft bestehende Schutzbedürfnis aufmerksam gemacht.

Erwartet wird eine Beteiligung an den Kosten für den Institutionenschutz, der immer in erster Linie Schutz für diejenigen Personen ist, die an Versammlungs-orten erhöhter Gefahr ausgesetzt sind –

in Kultstätten, Schulen, Altersheimen, allenfalls sogar in jüdischen Geschäften, wie das letztjährige Attentat auf einen Supermarkt in Paris zeigte.

Letzten Monat gab das Bundeshaus im Rahmen eines allgemeinen Berichts über das «Engagement des Bundes gegen Antisemitismus» bekannt, wie man sich in Bern zum Sicherheitsproblem stelle. Ausdrücklich anerkannt wurde, dass in der jüdischen Gemeinschaft eine «berechtigte Sorge um die Sicherheit» bestehe. Zugleich erklärte man sich aber für nicht zuständig und verwies auf die Kantone.

Der Bund nährt den Verdacht, dass die Juden einmal mehr als Extrakategorie von Bürgern angesehen werden.

Gemäss diesem Bericht beschränken sich die sicherheitspolizeilichen und völkerrechtlichen Schutzpflichten des Bundes auf den Schutz von Magistratspersonen, Parlamentariern, Bundesangestellten, Bundesgebäuden sowie von völkerrechtlich geschützten Personen und Einrichtungen (Personen mit diplomatischem Status, diplomatische Vertretungen etc.).

Neben vielem anderem und sehr Anerkennenswertem findet sich in diesem Bericht der sonderbare Vorschlag: «Zur Finanzierung ihrer Sicherheitskosten könnten die jüdischen Organisationen eine Stiftung errichten. Sie könnten eine namhafte Summe als Vermögen für die Finanzierung von Sicherheitsmassnahmen ihren Mitgliedergemeinden widmen...» Um keine Illusionen aufkommen zu lassen, wird noch beigefügt, dass der Bund,

da es dazu keine Rechtsgrundlage gebe, sich an einer solchen Stiftung nicht beteiligen könne.

Der Vorschlag, dass potenzielle Opfer selber eine Privatstiftung errichten sollen, hat, wie in der Presse zutreffend bemerkt wurde, ein antisemitisches «Geschmäckle». Er insinuiert nämlich, dass die betroffene Minderheit genug Geld für die vorgeschlagene Stiftung habe, und bedient damit das Klischee der reichen Juden.

Geht man davon aus, dass der Staat eine Schutzpflicht gegenüber allen Bürgern hat, nährt die Empfehlung den Verdacht, dass die Juden, was die Staatszugehörigkeit angeht, einmal mehr als Extrakategorie von Bürgern angesehen werden, die den selbstverständlichen Schutz mit einer Sonderabgabe gewährleisten soll. Im Mittelalter mussten zum Beispiel im Surbtal, Aufenthaltsgenehmigungen durch Schutzbriefe erkaufte werden. Und im Zweiten Weltkrieg machte das «Asylland» Schweiz die Erfüllung seiner Schutzpflicht gegenüber den verfolgten Juden davon abhängig, dass die schweizerische Judengemeinschaft die Finanzierung des Lebensunterhalts übernehme. Selber zahlen hat für die Schweizer Juden also Tradition: Die aktuellen privat bezahlten Sicherheitskosten belaufen sich beispielsweise in der Stadt Zürich gemäss Angaben des SIG auf rund 1,5 Millionen Franken.

Aber fürs WEF bezahlen wir

Die NZZ bezeichnete die Botschaft aus Bern zutreffend als «starken Tobak». Stellt man auf die Kommentare der Blick-Leserschaft ab, findet sie aber auf eigene Art breite Zustimmung. Eine «Volkesstimme» meinte: «Dann sollen sich die Juden doch einmal wie Bürger verhalten und uns nicht immer das Gefühl vermitteln wollen, man müsse mit ihnen Mitleid haben und ihnen

eine besondere Behandlung hier zukommen lassen!»

Von anderer Seite kam der Vorschlag, dass der CEO von Glencore mit Sitz im steuergünstigen Zug, weil er offenbar Jude ist, für die Staatsaufgabe aufkommen solle, zumal er das «locker aus der Portokasse» finanzieren könne. Niemand fragte sich bei diesen Meldungen, wie sich in diesem Fall die Haltung des Bundes im Vergleich etwa mit dessen wohl ebenfalls «lockerer» Beteiligung an den jährlich wiederkehrenden Sicherheitskosten des Davoser World Economic Forum (WEF) 2016 verhält.

Als die Sicherheitskosten der jüdischen Gemeinschaft in den jüngsten Tagen im Parlament zur Sprache kamen (weil der jüdische Zürcher SP-Ständerat Daniel Jositsch die Sache mit einem Postulat aufgebracht hatte), da war Bundesrätin Simonetta Sommaruga als Justiz- und Polizeiministerin am Zug. In der Presse wurde ihr vorgeworfen, das Anliegen schroff im Stil «Da könnte ja jeder kommen» zurückgewiesen zu haben. Gemäss Ratsprotokoll hat sie den gut gemeinten, aber unglücklich herausgekommenen Stiftungsvorschlag ausdrücklich bedauert.

Die in Genf lehrende Völkerrechtlerin Maya Hertig Randall lässt die Doktrin des

Bundes nicht gelten, wonach wegen der föderalistischen Ordnung ausschliesslich die Kantone für die Bürgersicherheit zuständig seien. Jeder Staat sei als Ganzes für die Erfüllung von grundrechtlichen Schutzpflichten auch und insbesondere zugunsten bedrohter Minderheiten verantwortlich. Er müsse seinen bestehenden Gestaltungsspielraum nützen und könne Versäumnisse nicht mit der föderalistischen Staatsstruktur rechtfertigen.

Für die Bundesstellen ist der Schutz jüdischer Einrichtungen keine Frage der Kosten, sondern des Prinzips.

Markus Notter, ehemaliger Justizdirektor des Kantons Zürich, jetzt Präsident der Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz (GMS), teilt diese Position: «Wenn der Bund Koordinationsmassnahmen gegen Hooliganismus vorsehen kann – warum dann nicht auch hier?» Mit gutem Willen sei dies machbar.

Von Bundeswarte wird erklärt, es sei besser, wenn die Sicherheitsfragen in den Händen von kantonalen Diensten liegen, weil diese die örtlichen Gegebenheiten besser kennen würden. Das ist aber nicht der Punkt. Es geht um die Kosten. Doch aufseiten der Bundesstellen ist es keine Frage der Kosten, sondern des Prinzips – und der Präzedenz.

Die vorläufig eingenommene Haltung dürfte nämlich auch von der Befürchtung getragen sein, dass man am Ende der Tage nicht nur Synagogen, sondern auch (wie die Bluttat in Zürich diese Woche zeigte) Moscheen schützen müsse. Eine Passage des vorgelegten Berichts bestätigt das: Man könne kaum nur die Bedürfnisse der jüdischen Organisationen berücksichtigen, «sondern müsste auch die Vertreter anderer religiöser Gemeinschaften und deren Bedürfnisse anhören».

Soweit der momentane Stand der Dinge; ein Stand, der mit zusätzlichen Einsichten und Dispositionen weiterentwickelt werden muss. Die Erarbeitung einer Gesetzesgrundlage, heisst es, würde Jahre beanspruchen. Und von anderer Seite heisst es: Muss zuerst etwas passieren, bis der nötige gute Wille aufkommt?

tageswoche.ch/+iojq8

×

Wer soll das bezahlen? Ein bewaffneter Security-Mann bewacht die Synagoge Agudas Achim in Zürich-Wiedikon. FOTO: THOMAS EGLI



Die ausgebildete medizinische Radiologieassistentin Ursula Vogt hat früher im Basler Unispital gearbeitet. Heute begleitet sie sterbewillige Menschen in den Tod.

«Der Gedanke, sterben zu können, hilft»

von Andrea Fopp

Ursula Vogt (60) ist seit zehn Jahren für Exit tätig. Sie erzählt, wie sie auf die Idee kam, Menschen in den Suizid zu begleiten und was sie fühlt, wenn sie das tödliche Medikament reicht.

Frau Vogt, wie lange ist es her seit Ihrer letzten Sterbebegleitung?
Drei Wochen.

Geht Ihnen das nahe?

Ja, vor allem, wenn es jüngere Leute sind. Da fehlt einfach ein Stück Lebensgeschichte.

Begleiten Sie viele Junge in den Suizid?

Nein, das Durchschnittsalter liegt bei 76 Jahren, die älteste Person war 103. Diese Leute sagen: «Ich habe mein Leben gelebt.» Und jetzt sind sie schwer krank. Bei Jüngeren ist das natürlich anders, die hätten noch Pläne gehabt.

Weshalb wollen Sie diesen Leuten in den Suizid helfen?

Ich bin ausgebildete medizinische Radiologieassistentin und habe früher im Basler Unispital gearbeitet. Als ich Kinder hatte, hörte ich auf. Später suchte ich eine Beschäftigung, die mit Medizin zu tun hat und bei der ich Menschen helfen kann.

Und da bietet sich Sterbehilfe als Erstes an?

Ich sah einen Film über Exit im Fernsehen. Sie zeigten vier Fälle von Schwerkranken, die sterben wollten. Das hat mich sehr beeindruckt. Nach dem Film setzte ich mich an den Computer und fragte bei Exit Schweiz an, ob sie Bedarf an Freitodbegleitern hätten. Kurz danach begann ich mit der Ausbildung.

Ich kann den Wunsch, sterben zu wollen, verstehen. Aber wie kommen Sie dazu, eine Rolle beim Tod fremder Menschen spielen zu wollen?

Wenn ich krank wäre und keine Hoffnung hätte, wäre der Freitod für mich auch der richtige Weg.

Sie sagen, Sie möchten Leuten helfen. Aber Sie könnten ja auch Mütter mit frischgeborenen Kindern unterstützen. Warum wählen Sie den Tod und nicht das Leben?

Ich sah bei meinem Vater, wie schön es ist, daheim sterben zu können, im Kreis der Familie. Er hatte Darmkrebs, wir pflegten ihn zwei Jahre lang zu Hause. Der Tod ist etwas ganz Natürliches, das erlebte ich schon als Kind. Ich sah, wie mein eigener Grossvater in meinem Bett aufgebahrt wurde.

In Ihrem Bett?

Ja, das hat mich damals geschockt. Er war der erste Tote, den ich sah, und ich konnte nachher nicht mehr in meinem Bett schlafen, das wurde auch respektiert.

Das war trotzdem nicht sehr einfühlsam von Ihren Eltern.

Ich war nicht mehr so klein, und man wusste ja, dass es bald einen Toten gibt. Heute denkt man, Medizin rettet alles. Aber irgendwann hilft eben Medizin auch nicht mehr.

Fasziniert Sie der Tod?

Nein, aber er gehört zum Leben.

Gilt das nicht auch für Krankheit und Leid, gerade gegen Ende des Lebens?

Es gibt Menschen, die sehr leidensfähig sind, andere sind es weniger. Deshalb finde ich es schön, dass bei uns in der Schweiz jeder entscheiden kann, welchen Weg er gehen will. Und ich begleite ja nicht alle meine Patienten in den Tod. Ein grosser Teil lebt weiter.

Wollen diese Menschen plötzlich nicht mehr sterben?

Vielen hilft schon ein Gespräch. Sie wollen von ihrem Leben erzählen, wie es ihnen geht. Viele Patienten sind traurig, als Folge ihrer Krankheit. Oft sagen sie mir, der Arzt habe keine Zeit, um darüber zu reden.



«Ich finde es schön, dass bei uns in der Schweiz jeder selbst entscheiden kann.»

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



«Wir reden natürlich über Alternativen.»

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Das kritisiert auch Psychiaterin Gabriela Stoppe. Sie sagt, wenn sich die Gesellschaft mehr um einsame, ältere Menschen kümmerte, würden weniger Menschen sterben wollen.

Ich glaube, dass viele jüngere Menschen bereit wären, sich um ihre älteren Angehörigen zu kümmern. Mich erstaunt, dass viele ältere Leute gar nicht wollen, dass ihre Kinder ihnen helfen. Aber in ein Alters- und Pflegeheim wollen sie auch nicht. Sie haben das schon beim Partner miterlebt oder bei Freundinnen.

Also sterben sie, weil sie keine Aufgabe mehr haben im Leben?

Nein, wohlgeachtet: Bei Exit können gemäss Statuten nur Menschen sterben, die «unerträgliche Schmerzen, eine tödliche Krankheit oder eine schwere Behinderung haben». Die Hauptgründe sind Erblindung, Verlust der Mobilität und unerträgliche Schmerzen, die gehen im Pflegeheim ja nicht weg. Viele benötigen starke Medikamente und wollen nicht im Dämmerzustand auf ihren Tod warten.

Dagegen hilft reden auch nicht mehr.

Doch, und der Gedanke, sterben zu können, hilft auch.

Über Suizid zu berichten, ist heikel: Exit-Mitarbeiter bezeichnen Suizidhilfe als «begleiteten Freitod». Die TagesWoche zitiert sie entsprechend, distanziert sich aber von dieser Wortwahl. Der Presserat fordert Journalisten wegen Nachahmungsgefahr zu Zurückhaltung auf. Dazu gehört, auf den Begriff «Freitod» zu verzichten. Er impliziert, Menschen würden aus freien Stücken Suizid begehen. Das ist aber fraglich, da suizidale Personen meist in existenziellen Krisen stecken.

Inwiefern?

Gerade schwerkranke Menschen haben oft noch ein paar sehr gute Wochen oder sogar Monate, nachdem sie bei uns waren und alles für den Freitod vorbereitet haben. Sie wissen, wenn es ihnen wieder schlecht geht, müssen sie nicht ins Heim oder Spital, sondern können innert wenigen Tagen sterben. Oft höre ich von den Angehörigen, sie seien eines Tages einfach zu Hause eingeschlafen.

Freut Sie das?

Ja, es ist schön, wenn die Patienten natürlich sterben, auch für die Angehörigen. Für sie ist es oft schwierig zu akzeptieren, dass jemand auf Termin geht.

Kürzlich handelte der Schweizer «Tatort» von Suizidhilfe. Dort klagte der Sohn gegen die Sterbehelferin. Wehren sich die Angehörigen oft?

Nein, die meisten Angehörigen wollen die Patienten unterstützen. Sie merken, wie sich der Gesundheitszustand von Tag zu Tag verschlechtert und leiden mit.

Versuchen Sie jeweils, die Menschen vom Suizid abzuhalten?

Wir reden natürlich über Alternativen, aber der Entscheid liegt beim Patienten.

Oft sind die Angehörigen auch beim Suizid dabei.

Oft kommt ein Familienmitglied mit mir mit, aber manchmal ist auch noch ein weiterer Freitodbegleiter dabei. Es müssen zwei Zeugen vor Ort sein, um zu bezeugen, dass der Patient das Sterbemittel selber eingenommen hat.

Sonst wäre es Tötung auf Verlangen.

Der Sterbewillige muss immer urteils- und handlungsfähig sein und den letzten Schritt selber machen.

Der Sterbewillige braucht eine Bestätigung seiner Urteilsfähigkeit und ein Rezept für das tödliche Gift von einem

Arzt. Das wird kaum jeder Arzt ausstellen?

Nein, in knapp 60 Prozent der Fälle stellen der Hausarzt oder der behandelnde Arzt des Patienten das Rezept für das Medikament nicht aus.

Diese Ärzte scheuen sich davor, dem Tod zu helfen?

Ja, die Rezepte werden dann von Konsiliarärzten ausgestellt, das sind von Exit unabhängige Ärzte. Sie prüfen in einem Gespräch mit dem sterbewilligen Menschen, ob die Voraussetzungen für eine Freitodbegleitung erfüllt sind.

Stellen diese Konsiliarärzte das Rezept immer aus?

Nein, es kommt auch vor, dass jemand noch zu wenig eingeschränkt ist.

Mischen Sie das Todesgetränk?

Ja, ich löse das Medikament auf im Wasser und gebe ihm das Glas.

Wie fühlt sich das an?

Wenn ich das Glas in der Hand habe, frage ich mindestens zwei Mal nach, ob der Patient sicher ist, dass er das wirklich trinken will, und ich weise ihn darauf hin, dass es danach kein Zurück gibt.

«Angehörige hoffen bis zuletzt, dass der Sterbewillige noch einen Rückzieher macht.»

Das fragen Sie zwei Mal?

Die Patienten nerven sich manchmal sogar. Aber ich muss sicherstellen, dass der Mensch das wirklich will.

Hoffen Sie jeweils, dass er einen Rückzieher macht?

Hoffen kann man immer, aber es hat noch nie jemand «Stopp» gesagt. Sie sagen jeweils eher: «Endlich sind Sie da.» Aber die Angehörigen hoffen oft bis zuletzt, dass der Patient es sich anders überlegt.

Müssen Sie weinen?

Der Abschied ist sehr emotional und berührt mich.

Reden die Menschen über das Danach?

Ja. Viele Patienten machen mit ihren Kindern ab, dass sie sich nach dem Tod wiedersehen. Kürzlich vereinbarte eine Mutter mit ihrer Tochter einen Code. Die Mutter sagte der Tochter, sie solle damit nach einem halben Jahr zu einer Wahrsagerin gehen. Wenn diese den Code errate, gebe es ein Nachher.

Und?

Ich habe noch nie Rückmeldung bekommen.

In Belgien wurde kürzlich ein Kind in den Suizid begleitet. Was halten Sie davon?

Das ist bei uns kein Thema, die Zeit ist nicht reif. Aber auch ein 12-Jähriger, der sehr krank ist, kann sagen, er wolle das nicht mehr ertragen und lieber sterben. Das muss man ernst nehmen.

tageswoche.ch/+rbejh

x

Sterbehilfe-Gegner kritisieren, es sei intransparent, wie Exit seine Mitarbeiter auswähle. Nun nimmt der Verein Stellung.

So rekrutiert Exit seine Helfer

von Andrea Fopp

In der Schweiz gibt es kein Gesetz zur Suizidhilfe, also gibt es auch keine Vorgaben, welche Kriterien ein Sterbehelfer erfüllen muss.

Das stösst auf Kritik. Die Psychiaterin Gabriela Stoppe forderte im Interview mit der TagesWoche, die Sterbehilfeorganisationen müssten stärker kontrolliert werden. «Welche Kriterien muss ein Sterbehelfer erfüllen? Wie wählt Exit seine Mitarbeiter aus? Darüber wissen wir nichts», sagte sie.

Daraufhin bat Exit die TagesWoche, Stellung nehmen zu dürfen. Exit hat über 100 000 Mitglieder und ist die grösste Sterbehilfeorganisation der Schweiz, sie bildet jährlich drei bis vier neue Sterbehelfer aus.

Ornella Ferro, Leiterin «Freitodbegleitung», sagt: «Wir wählen unsere Freitodbegleiter nach klaren Regeln aus.» Exit achtet streng darauf, dass die Personen psychisch stabil seien und die nötigen Fähigkeiten hätten.

Dabei geht Exit laut Ferro immer nach demselben Schema vor. Es erinnert an ein gewöhnliches Bewerbungsverfahren – nur dass Sterbehelfer im Wesentlichen ehrenamtlich arbeiten.

Erstens: Bewerbung schreiben

Die meisten Interessenten lesen einen Medienbericht über Exit und melden sich dann bei der Organisation. Daraufhin werden sie aufgefordert, einen Lebenslauf mit einem Motivationsschreiben zu schicken.

«Wir bevorzugen Menschen, die in der Pflege oder im Sozialbereich arbeiten oder zu Hause bereits Angehörige bis zum Tod gepflegt haben», sagt Ornella Ferro.

Ausserdem müssten sie fähig sein, Gespräche mit Sterbewilligen und Angehörigen zu führen. Das Mindestalter der Sterbebegleiter ist 40 Jahre, «wegen der Lebenserfahrung».

Zweitens: Vorstellungsgespräch

Der nächste Schritt ist ein persönliches Gespräch mit zwei Mitgliedern der Exit-Leitung. «Da findet die grösste Selektion statt», sagt Ornella Ferro. Man merke schnell, ob jemand genug reflektiert und erfahren sei.

Schwieriger ist die psychische Einschätzung der Kandidatinnen und Kandidaten. Ferro: «Es ist nicht einfach zu beurteilen, ob jemand wirklich helfen oder ob er seine Faszination für den Tod ausleben will.»

Drittens: Psychologische Tests

Aus diesem Grund gibt es eine psychologische Beurteilung am Zentrum für Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie der Uni Basel. Zwei Psychologen interviewen die Bewerber und führen Tests durch.

Gleichzeitig beginnt die Exit-Ausbildung. An zwei Tagen lernen die Bewerber die rechtlichen Grundlagen der Sterbehilfe kennen. Ausserdem gehen sie mit einer ausgebildeten Sterbehelferin mit – sie sind bei den Gesprächen mit den Sterbewilligen und dem begleiteten Suizid dabei. Nach einem Jahr gibt es noch ein Reflexionsgespräch an der Universität.

Ist das genug Kontrolle?

Laut Ornella Ferro hat sich dieses Auswahlverfahren bewährt: «Die meisten Freitodbegleiterinnen sind jahrelang dabei.» Exit ist allerdings nur eine von neun Sterbehilfeorganisationen. Wie soll die Öffentlichkeit wissen, ob alle Organisationen ihre Mitarbeiter sorgfältig auswählen?

Ferro macht sich da keine Sorgen: «Wenn unsauber gearbeitet wird, wird das schnell publik.»

tageswoche.ch/+403p4

×

MUSEEN



Jackson Pollock, *Stenographic Figure*, ca. 1942, The Museum of Modern Art, New York, Mr. and Mrs. Walter, Bareiss Fund © Pollock-Krasner Foundation/2016, ProLitteris, Zurich

FOTO: © 2016 DIGITAL IMAGE MOMA, NEW YORK/SCALA, FLORENZ

Kunstmuseum Basel

Hauptbau: St. Alban-Graben 16
Neubau: St. Alban-Graben 20
Gegenwart: St. Alban-Rheinweg 60
Telefon +41 61 206 62 62
Fax +41 61 206 62 52
www.kunstmuseumbasel.ch

Der figurative Pollock

02.10.2016 – 22.01.2017 | Neubau, 2. Obergeschoss.
„Wenn man aus dem Unbewussten heraus malt, müssen zwangsläufig Figuren hervortreten“, sagte Jackson Pollock 1956 in einem Interview. Die grosse Sonderausstellung im Kunstmuseum Basel widmet sich erstmals dieser Perspektive auf den amerikanischen Künstler und möchte einen neuen Blick auf sein knapp drei Jahrzehnte umspannendes Werk lenken.

Museum Tinguely

Paul Sacher-Anlage 1
Tel. 061 681 93 20
Di – So: 11 – 18 Uhr
www.tinguely.ch
Öffentliche Führungen
jeden So 11.30 Uhr
Kosten: Museumseintritt

MUSIKMASCHINEN/ MASCHINENMUSIK

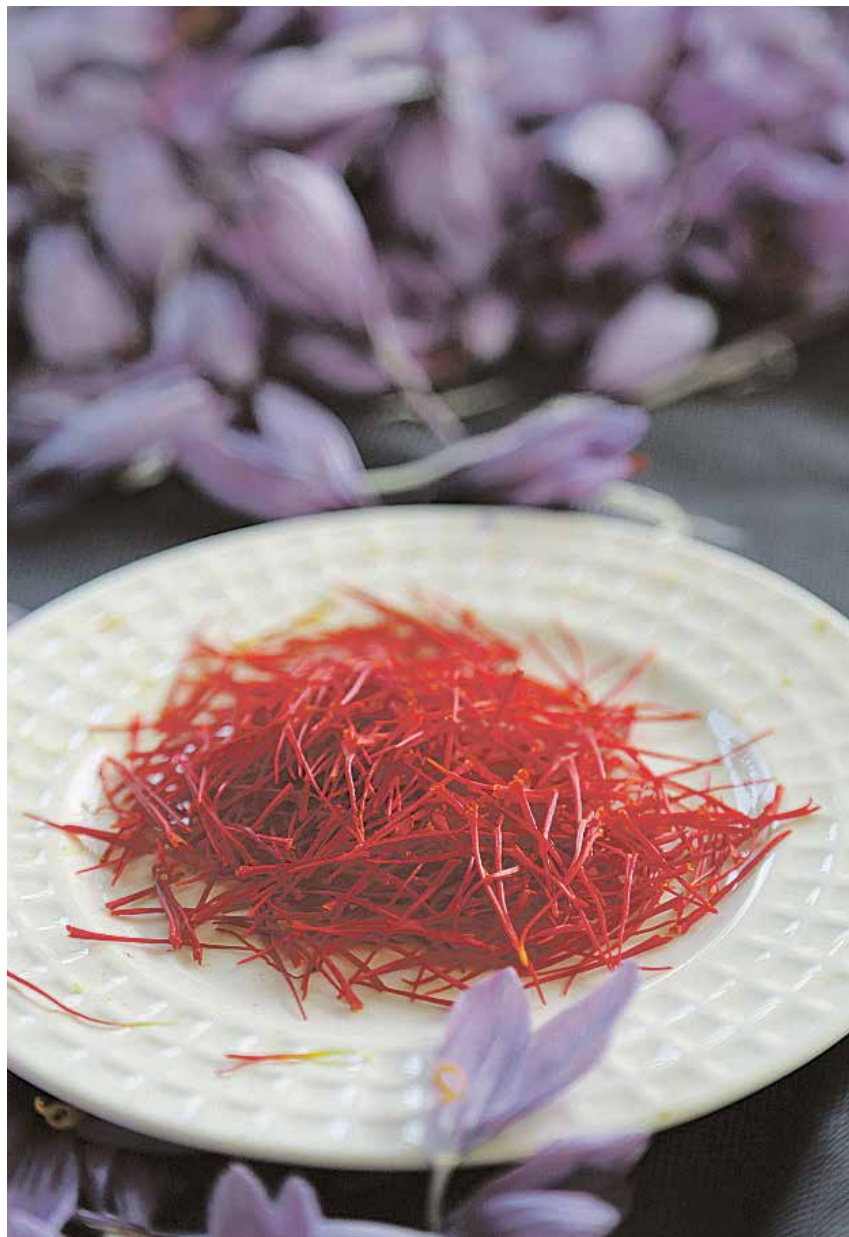
**HIER KÖNNTE IHR
INSERT STEHEN.**

Die Baslerin Christine Ferrari baut in Marokko Safran an. Die Qualität ihres «roten Goldes» ist weltbekannt.

Erntezeit im Paradies

Wichtig: Safran kommt immer erst ganz zum Schluss ins Gericht.

FOTOS: LUCAS HUBER



von Lucas Huber

Man duzt sich im Paradies. Darum stellt sich Christine Ferrari, 56, auch nur mit dem Vornamen vor. Nur einmal nennt sie ihren Nachnamen: Als sie eine Geschichte von früher erzählt, als sie noch in der Schweiz arbeitete, Gemeindevverwaltung Ziefen BL, später Kaiseraugst AG. Eines Tages also führte Frau Ferrari ein Telefongespräch und wurde am anderen Ende der Leitung von einem Herr Porsche begrüsst.

Das sorgt für einen Lacher in der heiteren Runde von Schweizer Touristen an diesem Sonntagmorgen im Ourika-Tal am Fuss des Atlasgebirges, 30 Kilometer ausserhalb von Marrakesch, Marokko.

Christine Ferrari betreibt hier das «Paradis du Safran», eine Safran-Farm. Auf zwei Hektaren verteilen sich die Knollen von *Crocus sativus*, der Safranpflanze. Im November blühen die Blumen violett: sechs Blütenblätter und – drei rote Safranfäden. Erntezeit im Paradies.

Um diese Fäden dreht sich alles; sie sind das teuerste Gewürz der Welt, das «rote Gold». Christine Ferrari verkauft ihren Safran für 25 Euro das Gramm. Kein Wunder: 200 Mal bückt sich eine Erntehelferin, um ein Gramm des kostbaren Gutes einzusammeln, erst dann werden die Stempel aus der Blüte gelöst, von ihrem aromafreien unteren Teil befreit und schliesslich getrocknet (in einem Dörrex). Restfeuchtigkeit: 6,2 Prozent, ein Spitzenwert. Ferrari hat es ausgerechnet: Dreieinhalb Stunden Arbeit summieren sich – für ein Gramm Safran.

Beliebtes Fälschungsoffer

Da überrascht es auch nicht, dass Safran ein beliebtes Opfer von Fälschungen ist. Besonders beliebt: Kurkuma, wegen der Farbe. Auch Färberdisteln werden verwendet, Hühnerfedern, geraspelt Holz, sogar gefärbte und getrocknete Fleischfasern. Darum bietet Christine Ferrari beim Besuch auch ein Safran-Seminar an. Sie gibt Tipps und Tricks, um echten von gefälschtem Safran zu unterscheiden, etwa durch die Trichterform der Narben, der Safranfäden eben.

Man sitzt draussen in diesem sonnigen Land, Touristen auf Sitzpolstern, ungesüsster Tee wird in glänzenden Krügen voller Ornamente gereicht. An den Mandarinenbäumen hängen orange-prall die reifen Früchte, die Oliven verfärben sich gerade von grün zu schwarz, im Hintergrund der schneebedeckte Atlas, die Rosen duften nach Verführung. Auch sie sind zur Verarbeitung in der Küche geeignet, erzählt Ferrari, deren Lieblingsgericht bereits in Kindheitstagen der Safran-Risotto war.

Heute ist aus dem Leibgericht eine Leidenschaft geworden. Ferrari hat klare Ansichten und teilt die auch gerne mit: «In der Literatur wird viel Blödsinn erzählt. Wichtig ist: Safran kommt immer erst

ganz zum Schluss der Kochzeit ins Gericht. Immer.»

Ferrari wechselt zwischen Deutsch, Englisch, Französisch und Marokkanisch, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan: erklären, unterhalten, Gastgeberin sein. Kein Gast, der nicht von ihr persönlich begrüsst wird, und hat eine Besucherin Geburtstag, schallt ihr unversehens ein berberisches Ehrenständchen entgegen. Das Mittagessen kochen die Berberinnen nach Ferraris Rezepten, Safran, selbstredend, findet sich in jedem Gang.

Einkommen für 50 Berberinnen

In bunte Gewänder gehüllt zupfen die Berberinnen auf dem Feld singend Blüten, in Bastkörben tragen sie das kostbare Gut an den Sortiertisch, drei Fäden je Blüte, 600 Fäden für ein Gramm Safran. Fünf der Frauen sind fest angestellt im Paradies, bis zu 50 sind hier beschäftigt, wenn das Feld violett unter dem Atlas prangt. Für sie ist es praktisch die einzige Einkommensquelle, entsprechend dankbar ist man der Schweizerin hier.

Christine Ferrari hatte ihr Leben im Büro verbracht, bis sie 2008 beschloss, nach Marokko auszuwandern. Zu viel Hektik, Druck und Verantwortung: Ferrari wollte loslassen. Nach mehr oder minder schlechten Erfahrungen («Hätte ich diese nicht gemacht, wäre ich heute nicht im Paradies») erwarb sie vor fünf Jahren die Parzelle, gepachtet vom Staat Marokko. Das Land war in einem verwahrlosten Zustand, das Lehmhäuschen, in dem sie heute lebt, bloss eine Ruine, die Felder lagen brach.

Christine Ferrari, die damals nicht einmal wusste, wie man Salat pflanzt, packte an, liess Brunnen graben und machte aus der brachen, aber fruchtbaren Parzelle eine Oase, die Touristen aus der ganzen Welt anzieht. Und obwohl das Safranparadies in kaum einem Reiseführer fehlt, ist es ein ruhiger, persönlicher und herzlicher Ort. «Das darf sich auch nicht ändern», verspricht Ferrari.



**Schon in Kindheitstagen
ass Christine Ferrari am
liebsten Safran-Risotto.**



Für diese Berberinnen ist die Safranernte praktisch die einzige Einnahmequelle.

Die zwei Hektaren Safran ergänzte sie um einen Paradiesgarten: Mangos gedeihen hier und Zitronen, Pampelmusen und Orangen, Granatäpfel, Bananen und allerlei Kräuter. Rosmarinhecken säumen die Spazierwege, der Barfusspfad ist auch bei Männern beliebt. Der touristische Aspekt des Betriebes ist zwar wichtig geworden, doch das Fundament bleibt der Safran und dessen Qualität.

Apropos: Safran erster Klasse weist einen Crocin-Wert von mindestens 200 auf. Er beschreibt den Farbwert des Safrans. Ferraris Wert liegt bei 262.

500 Gramm reinen Safrans warf die erste Ernte ab, je zwei Kilo die beiden letzten. Ferrari verkauft das Gewürz direkt, liefert auch in die Schweiz, wo ihr Ex-Mann den Vertrieb managt. Ein Bierbrauer bezieht ihren Safran, eine Bäckerei in Freiburg, die Basler Starköchin Tanja Grandits kocht mit Ferraris Safran.

2016 ist ein schlechtes Safranjahr. Ferrari spekulierte auf bis zu sechs Kilo, nahe am Höchstertrag. Doch die Pflanze gedeiht zwar überall und meistert Temperaturen von 15 Grad unter bis 50 Grad über dem Gefrierpunkt, aber als Diva blüht sie nur so üppig, wie sie es für nötig hält. Die aktuelle Ernte dürfte etwa zwei Kilo ergeben – Güteklasse 1, Bio-Schweiz-zerti-

fiziert. «Reich werde ich damit nicht», sagt Christine Ferrari. Darum gehe es ihr aber auch nicht. Eine befriedigende Beschäftigung in einem gemächlichen Umfeld, ein einfaches Leben und dabei Glück zu verspüren, das steht für sie im Mittelpunkt. tageswoche.ch/+nz4oue x

ANZEIGE



**Weihnachtsfeier
mit Licht und Musik
in der Peterskirche**

**25. Dezember 2016
17 Uhr**

Werke von Britten, Lambert, Bach
u. a.

Gemeinsames Singen
Textbetrachtung

larynx | vokalensemble,

Ekaterina Kofanova, Orgel

Pfr. Benedict Schubert

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Ambühl-Helzel, Marisa Anna Antonietta, von Basel/BS, 30.04.1927–20.12.2016, Baslerstr. 70, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Mittwoch, 04.01., 14.00 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Fahrion, Hermann Karl, von Basel/BS, 01.05.1926–17.12.2016, (wohnhafte gewesen in Birsfelden, Hardstr. 71), Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 06.01., 10.30 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Kilchmann-Plüss, Josef, von Basel/BS, Ettiswil/LU, 30.03.1933–16.12.2016, Bettenstr. 62, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Mittwoch, 11.01., 10.30 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Wehrly-Stocker, Elsy Irmgard, von Basel/BS, 27.09.1923–18.12.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Donnerstag, 29.12., 10.30 Uhr, Friedhof Allschwil.

Arlesheim

Berchielli, Andrea Giacomo Ubaldo, von Rehtobel/AR, 15.08.1936–14.12.2016, Hofmattweg 63, Arlesheim, wurde bestattet.

Basel

Bandelier-Hagist, Gertrud Hermine, von Sornetan/BE, 15.01.1927–05.12.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Baumann-Pusta, Pierrot, von Bottenwil/AG, 04.03.1935–06.12.2016, Wasgenring 35, Basel, wurde bestattet.

Berset-Dettwiler, Ruth Emilie, von Basel/BS, 20.07.1928–15.12.2016, Beim Letziturm 3, Basel, wurde bestattet.

Berta, Paola Adriana, aus Italien, 04.01.1969–13.12.2016, Gundelingerstr. 443, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 28.12.,

15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Bieli-Muff, Emma, von Basel/BS, 03.03.1921–09.12.2016, Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Bohny-Kehrli, Alice Hilda, von Basel/BS, 22.05.1923–14.12.2016, Leimenstr. 67, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 28.12., 11.00 Uhr, Peterskirche.

Bolzern-Widmer, Silvia, von Basel/BS, Kriens/LU, 21.03.1950–11.12.2016, Holestr. 107, Basel, wurde bestattet.

Bonina-Leanza, Salvatore, aus Italien, 04.04.1946–17.12.2016, Dornacherstr. 181, Basel, Trauerfeier: Freitag, 23.12., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Brunner-Hoch, Robert, von Basel/BS, 08.05.1950–12.12.2016, Weiherhofstr. 85, Basel, wurde bestattet.

Bühlmann-Erb, Lilly Dora, von Basel/BS, 24.06.1928–13.12.2016, Allmendstr. 40, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Eggenschwiler-Oertli, Gertrud Marie, von Basel/BS, 06.05.1914–17.12.2016, Allmendstr. 40, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 27.12., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Farnetti-Gasche, Dante Leo, von Basel/BS, 13.08.1925–14.12.2016, Gundelingerstr. 139, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 28.12., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fischer-Buchwalder, Susanne, von Basel/BS, 05.11.1957–19.12.2016, Bollweilerstr. 12, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Flükiger-Kuster, Gertrud, aus Deutschland, 16.08.1930–09.12.2016, Häfingerstr. 39, Basel, wurde bestattet.

Frei, Gilda, von Oberwil/BL, 08.04.1949–08.12.2016, Spalenring 85, Basel, Trauerfeier: Freitag, 23.12., 11.00 Uhr, Offene Kirche Elisabethen.

Frey-Kammermann, Oswald, von Riehen/BS, 26.02.1926–15.12.2016, Kapellenstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Gruber-Müller, Anton Josef, von Rebstein/SG, 17.10.1939–14.12.2016, Peter Ochs-Str. 50, Basel, wurde bestattet.

Hengartner-Schlecht, Margot, von Waldkirch/SG, 09.06.1934–17.12.2016, Itelpfad 14, Basel, Trauerfeier: Freitag, 23.12., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Herzog, Lisbeth, von Basel/BS, 21.01.1927–14.12.2016, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Hufschmid-Sinzig, Erika, von Basel, 04.04.1935–13.12.2016, Schützenmattstr. 46, Basel, wurde bestattet.

Jarmanovic-Simic, Mijo, aus Kroatien, 26.03.1949–19.12.2016, Birsstr. 140, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Jaun-von Känel, Werner Anton, von Meiringen/BE, 25.05.1930–11.12.2016, In den Klostermatten 21, Basel, wurde bestattet.

Jenni-Steeb, Hans Rudolf, von Biberist/SO, 21.04.1928–07.12.2016, Giornicostr. 144B, Basel, wurde bestattet.

Kaderli-Beeler, Elisabeth Johanna, von Koppigen/BE, 10.01.1938–11.12.2016, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Krapf, Margrith Anna, von Gaiserwald/SG, 08.05.1942–15.12.2016, Missionsstr. 33, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Maier-Handschin, Walter, von Basel, 26.03.1932–13.12.2016, Feldbergstr. 7, Basel, Trauerfeier: Freitag, 23.12., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Manara, Rudolf, von Arbon/TG, 25.08.1915–05.12.2016, Peter Merian-Str. 2, Basel, wurde bestattet.

Marti-Mathys, Bertha, von Rüeggisberg/BE, 16.11.1923–16.12.2016, Bruderholzstr. 108, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Metzger-Müller, Brigitte Gudrun, von Amlikon/TG, 23.02.1931–10.12.2016, Pilatusstr. 50, Basel, wurde bestattet.

Pianezzi-Stöcklin, Amleto, von Vezia/TI, 01.01.1926–12.12.2016, Kapellenstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Raia-Piluso, Maria, aus Italien, 03.10.1933–11.12.2016, Falkensteinstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Santoro, Pascale Nicole, von Oberhof/AG, 26.07.1968–13.12.2016, Giessliweg 51, Basel, wurde bestattet.

Schalbeter-Flury, Anton, von Grenschiol/VS, 10.07.1933–17.12.2016, Lothringerstr. 167, Basel, wurde bestattet.

Schär, Dora, von Uster/ZH, 22.11.1929–10.12.2016, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Schmidt-Dietsche, Hedwig Elisabeth, von Basel/BS, 12.11.1932–07.12.2016, Felsplattenstr. 31, Basel, wurde bestattet.

Spitz-Grossert, Maria Theresia Anna, von Sevelen/SG, Sursee/LU, 13.01.1935–16.12.2016, Seltisbergerstr. 22, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Stalder-Gloor, Walter, von Basel/BS, 31.08.1947–24.12.2016, Im Ettingerhof 6, Basel, wurde bestattet.

Stohler, Claudia Maria, von Basel/BS, 14.05.1945–19.12.2016, Lothringerstr. 23, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Thür, Margaretha, von Altstätten/SG, 04.01.1926–12.12.2016, Fatiostr. 29, Basel, wurde bestattet.

Wirth-Wildi, Gertrud Emma, von Basel/BS, 17.05.1923–04.12.2016, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Wüst, Willy Karl Max, von Basel/BS, 16.05.1934–06.12.2016, Bruderholzweg 21, Basel, wurde bestattet.

Wyss-Nolting, Alfred, von Basel/BS, 02.11.1929–05.12.2016, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Althaus-Rechsteiner, Bethli, von Basel/BS, Rüderswil/BE, 22.05.1926–14.12.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Muttenz

Bähler Ruesch, Anna Katharina, von Muttenz/BL, Rothrist/AG, Buchholterberg/BE, 27.06.1933–12.12.2016, Reichensteinerstr. 55, APH Käppeli, Muttenz, wurde bestattet.

Haensli-Koller, Albertina «Tina», von Luzern/LU, 13.04.1916–15.12.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Urnenbeisetzung: Freitag, 23.12., 14.00 Uhr, Friedhof Ettingen.

Kohler-Schmid, Fritz, von Sumiswald/BE, 02.07.1934–19.12.2016, (wohnhafte gewesen in Pratteln, Hohenrainstr. 28), Muttenz, Bestattung: Dienstag, 27.12., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Staff-Holub, Adolf, von Basel/BS, 17.01.1940–08.12.2016, Käppelbodenweg 44, Muttenz, wurde bestattet.

Ormalingen

Ritschard-Rossel, Emma, von Oberhofen/BE, 02.03.1925–11.12.2016, Hauptstr. 165, Zentrum Ergolz, Ormalingen, wurde bestattet.

Pratteln

Baumann-Brack, Ruth Gisela, von Pratteln/BL, 09.11.1932–07.12.2016, Bahnhofstr. 37, APH

Madle, Pratteln, wurde bestattet.

Bielser-Hildebrand, Margrit, von Pratteln/BL, 04.04.1921–21.12.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Todorovic-Rakic, Milca, aus Serbien, 13.07.1948–18.12.2016, Mattenweg 10, Pratteln. Die Bestattung findet in Serbien statt.

Reinach

Blunski, Pius, von Reinach/BL, Basel/BS, Niederrohrdorf/AG, Oberrohrdorf/AG, 25.12.1932–20.12.2016, Ettingerstr. 41, Reinach, Trauerfeier: Donnerstag, 05.01., 10.30 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Strauss-Vögtlin, Margrit, von Rümlingen/BL, Grellingen/BL, 08.09.1939–16.12.2016, Aumattstr. 79, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Wolf-Ketzler, Hermann, von Reinach/BL, Hinwil/ZH, 05.08.1930–19.12.2016, Wiedenweg 1, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 06.01., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Heinertz, Richard, von Basel/BS, 24.03.1935–19.12.2016, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Herzog-Schüpfer, Ella, von Basel/BS, 10.11.1919–15.12.2016, Inzlingerstr. 50, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Nars-Hinsken, Per Valter, von Riehen/BS, 19.08.1941–15.12.2016, Höhenstr. 29, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Roest-Mühlethaler, Elsbeth, von Bettin-

gen/BS, 13.12.1918–14.12.2016, Schützengasse 60, Riehen, wurde bestattet.

Werren-Jäggi, Ruth, von Diemtigen/BE, 10.12.1935–09.12.2016, Rainallee 156, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Nie scheinen die Tage länger und dunkler als im Dezember, und da sollen wir uns noch über Lametta und Kerzen freuen? Gegen den Frust hilft nur eines: verdrängen.

Nothilfe für Weihnachtshasser

Ho, ho, hols der Geier! Santa, du Sack, bleib bei deiner Zuckerwasserwerbung, hier will dich niemand haben.

FOTO: REUTERS



von TaWo

Sie hassen nichts so sehr wie Weihnachten und wünschen sich, es wäre endlich vorbei? Dagegen hilft nur eins: verdrängen, verdrängen, verdrängen. Diese Perlen der Popkultur helfen Ihnen dabei.

1. O Heiland, spuck das Übel raus: «Stranger Things», 1. Staffel, 8. Folge

Womöglich ist die Serie «Stranger Things» nicht viel gruseliger, als Sie sich ein Weihnachtsfest unter Verwandten vorzustellen. Seltsamerweise macht diese Art von Horror aber Spass. Und das, obwohl die Geschichte die schrecklichen Achtzigerjahre wiederauferstehen lässt. Zwischenzeitlich von einem Monster aus einer anderen Dimension entführt, steht der (Achtung Spoiler!) gerettete Junge am Ende der ersten Staffel vom weihnachtlich gedeckten Tisch seiner Mutter auf und verschwindet aufs Klo. Dort macht er das, was auch Sie nach so einem Fest tun könnten: Er spuckt das letzte Übel ins Lavabo und lässt uns somit alle mit der Gewissheit zurück: Da kommt noch mehr auf uns zu. (tin)

2. Fürchtet euch, wir verkünden euch grosses Gruseln: «Black Mirror: White Christmas»

Dass «Black Mirror» etwas vom Besten ist, was momentan über die Bildschirme flackert, braucht man ja hoffentlich niemandem mehr zu sagen. Seit Kurzem läuft die dritte Staffel der britischen Serie über Freud und Leid im digitalen Zeitalter auch auf Netflix – was aber wenige wissen: Nach den ersten beiden Staffeln gab es 2015 ein Weihnachts-Special. «White Christmas» stellte alle vorherigen Folgen in den Schatten.

Es ist eine verrückte, angsteinflössende Story über eine erweiterte Internet-Realität, wo man Menschen blockieren kann. Einfach so, wie auf dem Handy. Wie immer bei «Black Mirror» geht es aber nicht nur um irre neue Technologien, sondern in erster Linie um deren Einfluss auf die Gesellschaft. Und letztlich um den Menschen selbst, der sich immer ausgefallene Tools sucht, um seiner unausweichlichen Einsamkeit zu entfliehen. Der Nachgeschmack, den diese traurige Folge hinterlässt, haftet lange und unbequem nach, mindestens so lange wie die Feiertage. (nao)

3. Hört der Atheisten helle Lieder: Greg Lake, «I Believe In Father Christmas»

Säkulare Weihnachtslieder? Gibt es tausendfach. Eines für Atheisten gar? Könnte bei diesem hier zutreffen. Remy Sträuli hat uns verdankenswerterweise darauf aufmerksam gemacht: Greg Lake, bekannt von King Crimson und Emerson, Lake & Palmer, veröffentlichte 1975 die Single «I Believe In Father Christmas». Obacht, die Leichtigkeit des Stücks und die prokofiewsche Sinfonik täuschen: Da prangert einer die Vermarktung des christlichen Fests an, mit bissigen Worten: «They sold me a dream of Christmas/ They sold me a silent night/ And they told me a fairy story/ Till I believed in the Israelite ...» Ganz schön bissig. Was den Briten gefiel – einzig «Bohemian Rhapsody» von Queen verwehrte diesem Lied damals den Spitzenplatz in den Weihnachts-Charts. (mac)

4. O Heiland, spuck noch mehr Übel raus: «10 Best Songs To Drunkenly Vomit To»

Ob Wham! oder Mariah Carey – Sie finden alles zum Kotzen? Dann sollten Sie

Genau so abgelöscht fühlt sich die heilige Zeit an, und das schon Monate im Voraus.



sich für die Weihnachtszeit unbedingt ein paar Flaschen Hochprozentigen besorgen und sich dazu eine Playlist zulegen, auf die Sie dann zurückgreifen können, wenn es so weit ist. «10 Best Songs To Drunkenly Vomit To» auf thewildhoney.com ist ein guter Anfang.

Finden Sie Trost bei King Khan, der Sie ins «Land of the Freak» singt, als hätte James Brown ein Fass Tequila intus. Finden Sie einen treuen Freund in Ty Segall, der gerade dann zu Ihnen hält, wenn Sie über der Schüssel hängen, während Ihre Partnerin Sie vor der Tür verflucht. Oder, falls Sie es für angebracht halten, in solchen Momenten in Selbstmitleid zu versinken: Hören Sie «Swimming Pools» von Kendrick Lamar. Was auch immer Sie brauchen, mit solchen Songs kann Sie der Suff unmöglich auf dem falschen Fuss erwischen. (tin)

5. Santiglaus, du neurotische Maa: Ralph Ruthes Weihnachtscomics

Sie haben genug von weihnachtlichem Friede-Freude-Lebkuchen-Gedudel, das so gar nicht zu Ihrer unfeierlichen Miesepeterstimmung passt? Bei Ruthe finden Sie Leidensgenossen,

da kriegt sogar der Santiglaus die Krise. In rot-weisser Vollmontur liegt er auf der Psychiater-Couch und klagt: «Ich gebe so viel und es kommt nichts zurück.»

Irgendwann gibt er nur noch den Löffel, und zwar ab, sein bemützter Kopf hängt ausgestopft über dem prasselnden Kamin von Rentier Rudolf. Das liegt gemütlich mit seinen Kindern im Bett und erzählt stolz, wie es Weihnachten abgeschafft hat. Schön wärs. (afo)

6. Jesus ist nicht der Einzige, der auferstanden ist: «Dead Rising 4»

Spätestens seit dem Erfolg der Serie «The Walking Dead» sind Zombies in aller Munde. In den Kult-Videospielen «Dead Rising» treiben die Untoten schon lange ihr Unwesen. Im vierten Teil kehrt der Protagonist Frank West während der Weihnachtszeit zurück in das von Zombies überrannte Dörfchen Willamette. Das Resultat ist ein wahnwitziges und total abgedrehtes Action-Schlachtfest inmitten bunter Weihnachtsdekorationen und nervig-kitschiger Weihnachtssongs. Das perfekte Anti-Weihnachtsgeschenk (Xbox One, ab 18 Jahren). (sh)

7. Wir wollen rechnen: «Weihnachten» von Robert Gernhardt

Und wieder einmal bekommt man von der Urgrosstante zu Weihnachten ein schreckliches Armband mit Glitzerherzchen geschenkt. «Echtes Silber. Und die Herzchen sind handbeklebt», fügt sie an und will damit sagen: «War imfall teuer, gäll!» Super, dann hat man also Gewinn gemacht mit der eigenen spartanischen Geschenkepolitik.

Die Grosstante ihrerseits kriegt nämlich nur eine Migros-Budget-Praliné-Schachtel. Ja, Heiligabend ist die saisonale Hoch-Zeit des Kapitalismus, da muss man an die eigenen Finanzen denken. Wer das seinen Verwandten klarmachen und nebenbei richtig miese Stimmung verbreiten will, der sollte einfach dieses zynische Gedicht von Robert Gernhardt rezitieren (und ersetze die Deutsche Mark durch Euro). (elf)

Weihnachten (von Robert Gernhardt)

Ich bin Erika.

Jetzt kommt Weihnachten.

Ich schenke Vati ein Tischfeuerzeug zu 22.50 DM.

Vati schenkt Michael Tennisschläger zu 22 DM.

Michael schenkt Mutti eine Schälmachine zu 19.70 DM.

Mutti schenkt mir Schallplatten im Wert von 18 DM.

4.50 DM muss ich noch bekommen, Von wem?

Ich bin so gespannt auf Weihnachten.

tageswoche.ch/+woesl

Mottoparty



Dresscode im Hirschi

Früher wars der Tuntenball, jetzt ists die Mottoparty. Klingt erst mal weniger lustig, wer das Hirscheneck an Weihnachten aber kennt, weiss: Das wird gut. Auch wenn der Titel etwas klobig daherkommt: Hardrock Hirscheneck. Dresscode: Rockstar. Also rein in die Lederjacken, Holzfällerhemden oder Petticoats, den halben Eintritt bezahlen und dem Weihnachtsspeck erst gar nicht die Chance geben, sich an der Hüfte festzusetzen. ×

Sonntag, 25. Dez., ab 22 Uhr,
Hirscheneck.
www.hirscheneck.ch

Theater

Kecker Kater im St. Jakob

Wenn das Weihnachtsgelage vorbei ist, die Kinder aber immer noch Ferien haben, beginnt das grosse Werweissen: Was stellen wir mit all der wertvollen Familienzeit an? Immer gut ist ein bitzeli Kultur. Zum Beispiel im Theater Arlecchino im St. Jakob. Hier wird der gestiefelte Kater aufgeführt, mit «viel Musik, Witz und raffinierten Kostümen», wie die Ankündigung verspricht. Das erfreut aufgedrehtes Kinder- und erschöpftes Elternherz gleichermassen. ×

Donnerstag, 29. Dez., 14.30 Uhr,
Theater Arlecchino.
www.theater-arlecchino.ch



Kinoprogramm

Basel und Region 23. bis 29. Dezember

ANZEIGE



**EXKLUSIVE VORTEILE
SCHWEIZWEIT GÜLTIG**

PATHE PASS

UNLIMITIERTES
KINOVERGNÜGEN

40.^{CHF} / MONAT

Konditionen an der Kinokasse und online erhältlich.

BASEL MI STADT PATHE MI KINO

pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **ROGUE ONE: A STAR WARS STORY** [12/10 J]
14.00
FR/SO-MI: 17.00/20.15^{E/d/f}
- **VAIANA** [6/4 J]
14.00^{E/d/f}
FR/SO-MI: 17.15^D
- **ARRIVAL** [10/8 J]
FR/SO-MI: 20.15^{E/d}

KULT.KINO ATELIER Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **HIERONYMUS BOSCH - THE GARDEN OF DREAMS** [12/10 J]
FR/SA/DI/MI: 12.10
SO/MO: 11.15^{Ov/d/f}
- **JUSTE LA FIN DU MONDE** [16/14 J]
FR/SA/DI/MI: 12.15^{E/d}
- **PAULA** [12/10 J]
13.15/18.00/20.30^D
- **L'ODYSSÉE** [6/4 J]
13.30/20.45^{E/f/d}
- **PETERSSON UND FINDUS - DAS SCHÖNSTE WEIHNACHTEN ÜBERHAUPT** [0/0 J]
13.45^D
- **DANCER** [8/6 J]
14.00/18.30^{E/d/f}
- **PATERSON** [10/8 J]
14.00/18.15/20.45^{E/d/f}
- **FLORENCE FOSTER JENKINS** [8/6 J]
15.30/17.45
FR/SA/MO-MI: 20.00^{E/d/f}
- **TANNA** [12/10 J]
15.45^{Ov/d/f}
- **NOCTURNAL ANIMALS** [16/14 J]
16.00/18.15/20.30^{E/d}
- **QUAND ON A 17 ANS** [14/12 J]
16.00^{F/d}
- **CAFÉ SOCIETY** [10/8 J]
16.15^{E/d}
- **TONI ERDMANN** [12/10 J]
SO/MO: 11.00^D
- **PETER HANDKE: BIN IM WALD. KANN SEIN, DASS ICH MICH VERSPÄTE ...** [0/0 J]
SO/MO: 11.30^{D/d}
- **FINSTERES GLÜCK** [12/10 J]
SO/MO: 11.45^{Dialekt}
- **RESET RESTART** [8/6 J]
MO: 11.45^{Dialekt/d/f}

KULT.KINO CAMERA Rebgasse 1 kultkino.ch

- **I, DANIEL BLAKE** [10/8 J]
14.00/16.00
FR/SO-MI: 18.15/20.30^{E/d/f}
- **KIKI - EL AMOR SE HACE** [16/14 J]
14.15-FR/SO-MI: 18.30^{Sp/d/f}
- **WELCOME TO NORWAY** [6/4 J]
16.30-FR/SO-MI: 20.45^{Norw/d}
- **HELL OR HIGH WATER** [16/14 J]
MO: 12.00^{E/d/f}
- **SETTE GIORNI** [16/14 J]
MO: 12.20^{Id/f}

NEUES KINO Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **BLACKTHORN**
FR: 21.00^{Sp/E/d}
- **FLAMING STAR** [E/d]
SA: 23.00

PATHÉ KÜCHLIN Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **SING - 3D** [0/0 J]
10.10/12.40
FR/SO/DI/MI: 15.10
FR/SA: 17.40-FR: 20.10
SO-MI: 17.35^D
- **SING** [0/0 J]
10.30/13.00-SA/MO: 15.10^D
- **BURG SCHRECKENSTEIN** [0/0 J]
FR/SO-MI: 10.15/12.30/14.45
SA: 10.00/12.15/14.30/16.45
SO-MI: 17.00^D
- **VAIANA - 3D** [6/4 J]
10.15/12.45/15.15/17.50
FR/SO: 20.30/23.00
MO-MI: 23.20^D
FR-SO: 18.00-SA/MO/MI: 10.30
MO-MI: 18.10^{E/d/f}
- **VAIANA** [6/4 J]
13.00-SO/DI: 10.30^D
- **WILLKOMMEN BEI DEN HARTMANNS** [12/10 J]
FR: 10.30/20.35/23.05
FR-SO: 15.30-SA: 17.20
SO/DI: 19.35^D

- **PETERSSON UND FINDUS - DAS SCHÖNSTE WEIHNACHTEN ÜBERHAUPT** [0/0 J]
10.45-SA-MI: 12.45^D
- **OFFICE CHRISTMAS PARTY** [16/14 J]
FR/SA: 11.00-FR: 13.30/16.00/
18.30/21.00/23.30
SA: 15.40/18.10
SO-MI: 11.30/14.45/17.10
/20.00/22.10^D
- **ROGUE ONE: A STAR WARS STORY - 3D** [12/10 J]
14.15-FR: 11.20
FR/SO/DI: 17.15
FR/SO-MI: 20.15
FR/SO-DI: 23.10-MI: 23.15^D
FR/SO-MI: 20.20/23.10
SA/MO/MI: 17.15^{E/d/f}
- **ROGUE ONE: A STAR WARS STORY** [12/10 J]
SA-DI: 11.20-MI: 11.15^D
- **ARRIVAL** [10/8 J]
FR: 12.45/15.20/18.00
SA: 14.45-MO/MI: 19.35^D
- **NOCTURNAL ANIMALS** [16/14 J]
15.30-FR/SO/DI: 18.10/23.20
MO/MI: 20.45^D
FR/SO/DI: 20.45
SA/MO/MI: 18.10
MO/MI: 23.20^{E/d/f}
- **SULLY** [12/10 J]
FR: 17.00
FR/SO-MI: 19.15/21.30
SA: 19.00-SO-DI: 0.30^D
- **UNDERWORLD: BLOOD WARS - 3D** [16/14 J]
FR: 22.40-SO-MI: 22.20^D
- **SHUT IN** [16/14 J]
FR/SO-MI: 23.45^D
- **TROLLS - 3D** [0/0 J]
SA: 13.30-SO-MI: 13.50^D
- **VIER GEGEN DIE BANK** [12/10 J]
SO-MI: 16.00/18.15/
20.30/22.45-SO-DI: 0.25^D
- **ASSASSIN'S CREED - 3D** [14/12 J]
MO: 15.30-MI: 20.45^D
MO/DI: 20.45-DI/MI: 15.30^{E/d/f}

PATHÉ PLAZA Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND - 3D** [10/8 J]
FR: 12.10/15.00/17.50/23.00
SA-MI: 11.55-SA: 17.15
SO/MO: 14.50/20.00/22.50
DI/MI: 14.45/17.35-DI: 22.45
MI: 20.30/23.20^D
- **NATALE A LONDRA - DIO SALVI LA REGINA** [16/14 J]
FR: 20.40-SA: 15.00
SO/MO: 17.45-DI: 20.30^I

REX Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **VAIANA - 3D** [6/4 J]
14.30^{E/d/f}
- **VAIANA** [6/4 J]
FR: 21.00^{E/d/f}
- **PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND** [10/8 J]
FR-MO: 14.45-FR/SO/MO: 17.45
DI/MI: 13.45/16.45^{E/d/f}
- **ROGUE ONE: A STAR WARS STORY - 3D** [12/10 J]
FR/SO-MI: 17.15/20.30^{E/d/f}
- **VIER GEGEN DIE BANK** [12/10 J]
SO/MO: 21.00^D
- **KITAG CINEMAS Männerabend: ASSASSIN'S CREED - 3D** [14/12 J]
DI: 20.00^{E/d/f}
- **KITAG CINEMAS Movie Night: PLÖTZLICH PAPA!** [8/6 J]
MI: 20.00^{F/d}

STADTKINO Klosterstrasse 5 stadtkinobasel.ch

- **HAROLD AND MAUDE** [12/10 J]
FR: 16.15^{E/d/f}
- **DAS SALZ DER ERDE** [12/10 J]
FR: 18.30^{Ov/d}
- **A SHOT IN THE DARK** [6/4 J]
FR: 21.00^{E/d}
- **DREI HASELNÜSSE FÜR ASCHENBRÖDEL** [0/0 J]
SA: 15.15-SO: 13.30^D
- **THAT UNCERTAIN FEELING** [12/10 J]
SA: 17.30^{E/d}
- **ROMAN HOLIDAY** [6/4 J]
SA: 20.00^{E/d/f}

- **THE PINK PANTHER STRIKES AGAIN** [12/10 J]
SA: 22.15^{E/d}
- **BUENA VISTA SOCIAL CLUB** [6/4 J]
SO: 15.15^{Ov/d/f}
- **THE RETURN OF THE PINK PANTHER** [12/10 J]
SO: 17.30^{E/d}
- **IN THE MOOD FOR LOVE** [12/10 J]
SO: 20.00^{Ov/d/f}
- **GADJO DILO** [12/10 J]
MO: 16.15^{Ov/d/f}
- **CACCIA ALLA VOLPE** [0/0 J]
MO: 18.30^{E/d}
- **DIE LEGENDE VON PAUL UND PAULA** [16/14 J]
MO: 21.00^D
- **THE LADYKILLERS** [16/14 J]
MI: 18.30^{E/d/f}
- **ETERNAL SUNSHINE OF THE SPOTLESS MIND** [12/10 J]
MI: 21.00^{E/d/f}

STUDIO CENTRAL Gerbergasse 16 kitag.com

- **SING** [4/4 J]
14.15^D
- **PETERSSON UND FINDUS - DAS SCHÖNSTE WEIHNACHTEN ÜBERHAUPT** [4/4 J]
FR/SO-MI: 16.45^D
- **NOCTURNAL ANIMALS** [16/14 J]
FR/SO-MI: 20.15^{E/d/f}

FRICK MONTI Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **VAIANA - 3D** [6/4 J]
FR/MO-MI: 15.00^D
- **ROGUE ONE: A STAR WARS STORY - 3D** [12/10 J]
FR/MO-MI: 20.15^D
- **SING - 3D** [0/0 J]
MO/MI: 13.00^D
- **SULLY** [12/10 J]
MO: 17.30^D
- **PETERSSON UND FINDUS - DAS SCHÖNSTE WEIHNACHTEN ÜBERHAUPT** [0/0 J]
DI: 13.00^D
- **PHANTASTISCHE TIERWESEN UND WO SIE ZU FINDEN SIND - 3D** [10/8 J]
DI: 17.30^D
- **QUAND ON A 17 ANS** [14/12 J]
MI: 17.30^{F/d}

LIESTAL SPUTNIK Poststr. 2 palazzo.ch

- **WELCOME TO NORWAY** [6/4 J]
FR: 18.00-MO: 20.15^{Norw/d}
- **TANNA** [12/10 J]
FR: 20.15-MO/DI: 18.00^{Ov/d}
- **PETERSSON UND FINDUS - DAS SCHÖNSTE WEIHNACHTEN ÜBERHAUPT** [0/0 J]
MO/MI: 13.30^D
- **BURG SCHRECKENSTEIN** [0/0 J]
MO-MI: 15.30^D
- **ROBBI, TOBBI UND DAS FLIEWATUUT** [0/0 J]
DI: 13.00^D
- **I, DANIEL BLAKE** [10/8 J]
DI: 20.15-MI: 18.00^{E/d/f}
- **FLORENCE FOSTER JENKINS** [8/6 J]
MI: 20.15^{E/d}

SISSACH PALACE Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **VAIANA - 3D** [6/4 J]
FR-SO: 16.15^D
- **VAIANA** [6/4 J]
MO-MI: 16.15^D
- **FINSTERES GLÜCK** [12/10 J]
FR: 18.15^{Dialekt}
- **ROGUE ONE: A STAR WARS STORY** [12/10 J]
FR/SO-MI: 20.30^D
- **PETERSSON UND FINDUS - DAS SCHÖNSTE WEIHNACHTEN ÜBERHAUPT** [0/0 J]
SA-MI: 13.00^D
- **SING** [0/0 J]
SA-MI: 14.30^D
- **TANNA** [12/10 J]
SO/MO: 10.30^{Ov/d/f}
- **DANCER** [8/6 J]
SO-DI: 18.15^{E/d/f}
- **FLORENCE FOSTER JENKINS** [8/6 J]
MI: 18.15^{E/d/f}



Geballte Girlpower? Charlotte, Carrie, Miranda und Samantha.

FOTO: GETTY IMAGES

Kultwerk #260

Vor 15 Jahren entzückten die starken Protagonistinnen in «Sex and the City». Dann wurde die Serie zur Modeschau.

Blahnik geht über Feminismus

von Naomi Gregoris

Welcome to the age of innocence. Nobody has break-fast at Tiffany's and nobody has affairs to remember. Instead we have breakfast at 7 a.m. and affairs we try to forget as quickly as possible.» Eine dunkelblonde Frau schaut stirnrunzelnd von ihrem Computer auf, direkt in die Kamera.

Wir sind 15 und sofort verliebt. Diese Frau hat es: kein perfektes Aussehen, keine perfekte Wohnung, keinen perfekten Partner. Dafür jede Menge Drive und Schalk und drei Freundinnen, die genauso Single und selbstbewusst sind wie sie.

Vorhang auf für Carrie Bradshaw, Anfang Dreissig, Sexkolumnistin bei einer zweitklassigen New Yorker Zeitung und Protagonistin von «Sex and the City». Ihre Mission: glücklich werden und sehr viele Lebensweisheiten anhäufen. Ihre eigentli-

che Mission: einen Mann finden und sehr viele teure Dinge anhäufen.

Eigentlich hätten wir es bereits in dieser Eingangssequenz wissen müssen. «They travel, they pay taxes. They'll spend 400 Dollars on a pair of Manolo Blahnik strappy sandals», beschrieb Carrie damals die moderne Frau. Riemchensandalen als Gipfel weiblicher Selbstermächtigung? Really? Dieses Vorzeichen sollten wir aber erst viele Jahre später erkennen. Jetzt war erstmal Carrie angesagt, sexy, witzige, starke Carrie. Wir waren ihr verfallen.

Probleme der modernen Frau

«Sex and the City» war Mitte der Neunzigerjahre konzipiert worden, um das Sex- und Liebesleben junger berufstätiger Frauen in New York zu sezieren. Dass das keine Milieustudie der unteren Zehntausend werden würde, war immer klar. Carrie und ihre Freundinnen waren erfolgreiche Frauen mit eigenen Wohnungen,

eigenem, selten versiegenderem Geld und Kleiderschränken so gross wie Garagen.

Und trotzdem waren die ersten paar Staffeln durchsetzt mit nachvollziehbaren Problemen, mit denen Frauen damals wie heute zu kämpfen haben: Die sarkastische Anwältin Miranda muss sich schon mal als Stewardess ausgeben, um einen Mann rumzukriegen. Die freizügige PR-Beraterin Samantha muss sich im männerdominierten Arbeitsumfeld für ihr offenes Sexleben rechtfertigen: «Wäre ich ein Mann, du hättest mir einen Scotch ausgegeben und mich eingestellt» – so ihr Kommentar, als sie ein Medienmogul aufgrund ihres «promiskuitiven Verhaltens» nicht einstellen will. Die traditionelle Charlotte will ihren Job an den Nagel hängen, um sich aufs Kinderkriegen zu konzentrieren (nicht ohne Riesenstreit mit Miranda, die ihr vorwirft, zur Hausfrau zu verkommen). Und Carrie hat einen Freund, der es nicht erträgt, dass sie mehr verdient als er.

Wo sind wir da nur reingeraten?

Allesamt solide Vorlagen für feministische Themen, die mal mehr, mal weniger geistreich verhandelt wurden. Bis die «Vogue» kam. Irgendwann nach der dritten Staffel begann Carrie für das Modemagazin zu arbeiten. Ab sofort trug sie die Haare gebündelt, die Schuhe hoch und die Kleider teuer. Statt um Empowerment ging es um angesagte Clubs, Inneneinrichtung und pompöse Hochzeiten. Die Freundinnen trafen sich nicht mehr in gammigen Coffeeshops, sondern in szenigen Bars und Restaurants.

Man war mittlerweile 18 und etwas reflektierter, aber immer noch verliebt. Und so tat man, was alle Verliebten tun: Man nahm dumme Sachen vorbehaltlos hin. Die ganzen Partys, Privatjets und Kleider, die drei Monatsmieten kosteten – alles Teil der Wunderwelt «Sex and the City». Lohnungleichheit, Sexismus, Girlpower? Kein Thema mehr. Was sich so unscheinbar in den ersten Staffeln angekündigt hatte, war nun Realität geworden. Die Blahnik-Sandalen hatten gewonnen.

Heute sind wir bald so alt wie Carrie, die damals von ihrem Computer aufsaß und die Zuschauerin fragte: «How did we get into this mess?» Ja, Carrie, wie bist du da nur reingeraten? Aber schlimmer noch: Wieso sind wir nie davon weg? Warum hiessen unsere Heldinnen nicht Judith Butler oder Kathy Acker? Wieso verteidigen wir dich immer noch an jeder verdammten Dinnerparty, an der es bestimmt wieder eine wunderbare starke Frau gibt, die dich als Klischeefigur abtut?

Weil du überhaupt erst den Weg für Butler und Acker geebnet hast. Weil dein abgeklärtes Weltbild uns beigebracht hat, dass einem wenig geschenkt wird. Auch wenn man eine erfolgsverwöhnte Kolumnistin mit Garagenschrank ist. Und weil dein kommerzieller Sell-out uns das aufzeigte, was wir nie werden wollten: so wie du.

tageswoche.ch/+xqwgx

x



Gaudete! Ein Engel überbringt den Hirten die frohe Kunde von Christi Geburt. FOTO: WGA

Zeitmaschine

Mit oder ohne Religion: Die Welt ist, was wir Menschen aus ihr machen.

Freut euch, ihr seid die Hoffnung!

von Martin Stohler

Vor etwas mehr als 2000 Jahren hielt eine Gruppe von Hirten auf einem Feld in der Nähe von Nazareth Nachtwache bei ihrer Herde. Da trat ein Engel Gottes zu ihnen und ein helles Licht umstrahlte sie. Die Hirten fürchteten sich sehr. Darauf sagte der Engel zu ihnen: «Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine grosse Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll. Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr.»

Diese Episode aus den Anfängen der christlichen Heilsgeschichte schildert uns einzig der Evangelist Lukas. Sie wirft einige Fragen auf. So kann man sich beispielsweise fragen, weshalb es gerade die Hirten sind, die als Erste von der Geburt des Retters erfahren. Ist es ein Hinweis darauf, dass die frohe Botschaft gerade auch auf die ärmeren Schichten zielt, wenngleich sie sich auch an das ganze Volk richtet?

Unter den Bildern, die noch bis zum 8. Januar 2017 im Rahmen der Ausstellung «Archäologie des Heils – Das Christusbild im 15. und 16. Jahrhundert» im Basler Kunstmuseum zu sehen sind, gibt es keine

Darstellung, in deren Zentrum die «Verkündigung an die Hirten» steht. Immerhin finden sich zwei, drei Gemälde, welche die anschliessende Anbetung des Christuskindes durch die Hirten zeigen. Sieht man sich diese Gemälde genauer an, kann man auf ihnen im fernen Hintergrund auch den einen oder andern Hirten sehen, dem ein Engel Christi Geburt verkündet.

Unschöne Seiten der Christenheit

Andere Szenen und Episoden aus Christi Lebens- und Leidensweg sind an der Basler Ausstellung weitaus prominenter vertreten, angefangen bei der «unbefleckten Empfängnis» bis zum qualvollen Ende des Messias. Die Bilder und ihre Botschaft lösen beim religions skeptischen Betrachter gemischte Gefühle aus.

So finde ich es erheiternd, wie die Maler damit ringen, das Konzept der «unbefleckten Empfängnis» visuell umzusetzen. Der Meister des Hohenlandenberg-Altars hat dafür die Darstellung einer Empfängnis durchs Ohr gewählt. Dabei gleitet das Jesuskindlein hinter dem Heiligen Geist (in Gestalt einer Taube) auf einem Strahl göttlichen Lichts direkt in Marias Ohrmuschel. So wird Gott Fleisch – doch geht

damit auch eine Distanzierung vom menschlichen Körper einher. Letzteres zeigt sich auch darin, dass man glaubte, Anna, Marias Mutter, sei ebenfalls die Frucht einer «unbefleckten Empfängnis» gewesen.

Doch was ist mit der Freude, zu der die Hirten aufgerufen wurden? Am ehesten kann ich sie auf den Darstellungen des Stalls von Bethlehem entdecken. Diese Spuren von Freude werden allerdings überschattet vom Leiden und der Trauer auf Bildern der Passion Christi, die niemanden unberührt lassen. Sie wecken unser Mitleid und sollen uns klarmachen, welches Opfer Jesus für unser (Seelen-) Heil dargebracht hat.

Die Freude über die Geburt wird überschattet vom Leiden Christi.

Die gemarterten Körper jener Bilder verweisen aber auch – von den Malern kaum beabsichtigt – auf unschöne Seiten der Christenheit hin. So liegt der Gedanke an die Märtyrer der frühen Kirche nahe, die sich, um ihren Glauben zu bezeugen, zu Tode martern liessen. Man fragt sich, was das für ein Gott sei, der solches von den Gläubigen erwartet. Die heidnischen Götter Griechenlands und Roms gaben sich mit dem Blut von Tieren zufrieden.

Das Zeitalter des Wassermanns

Denken muss ich aber auch an jene Christinnen und Christen, die im Laufe der Jahrhunderte von anderen Christen unterdrückt, drangsaliert oder gar getötet wurden, sei es, dass sie nach ihrem Besitz strebten oder dogmatische Differenzen mit Feuer und Schwert austrugen. Nicht weniger abstoßend sind solche Taten, wenn sie an Anders- oder Ungläubigen begangen wurden. Und dass manche Kirchen sich mit den Mächtigen dieser Welt verbanden, macht die Sache nicht besser.

Vor diesem Hintergrund ist es kein Wunder, dass es im Laufe der letzten 2000 Jahre nicht bei der einen «Frohen Botschaft» blieb. Nicht alle waren so sympathisch-harmlos wie jene, welche 1968 von den Sängerinnen und Sängern des Musicals «Hair» und ein Jahr später von der Popgruppe The Fifth Dimension mit dem Hit «The Age of Aquarius/Let the Sunshine in» verbreitet wurde.

Dass das Zeitalter des Wassermanns, in welchem Friede den Lauf der Planeten bestimmt, bereits angebrochen sei, glaubt heute wohl niemand. Dies könnte sich aber ändern, wenn sich auf Erden der Götterfunke Freude mit Menschenliebe und Vernunft paart – so viel Hoffnung muss sein.

tageswoche.ch/+uqpa9

«Das Christusbild im 15. und 16. Jahrhundert», Kunstmuseum Basel. Freier Eintritt bis zum Ausstellungsende am 8. Januar 2017.

Sie gilt als die hässliche Schwester von Sevilla oder Córdoba – zu Unrecht. Die Stadt am Meer ist schöner als ihr Ruf. Ein Besuch lohnt sich auch im Winter.

In Andalusien den Winterstiefeln davonlaufen

von Muriel Gnehm

Schwere Wolken hängen über Málaga. In den Gassen der Altstadt fliesst der Regen zu Seen zusammen. Die Malagueños aber lassen sich davon nicht beirren. Sie strömen zu Hunderten in die Strassencafés, auch wenn das Wasser von den Sonnenschirmen tropft. Sie leben wie an jedem anderen Tag des Jahres auch. Vielleicht ist es das, was ich an dieser Stadt so liebe.

Málaga, steht in meinem Reiseführer, könne man getrost links liegen lassen. Es gebe in der Region sehenswertere Städte: Sevilla, die Perle Andalusiens, Granada vor der Sierra Nevada, Córdoba und seine Mezquita sowie Cádiz, mitten im schäumenden Atlantik. Málaga, 570 000 Einwohner, ein Flughafen und ein Hafen, sei bloss als Ausgangspunkt für eine Reise interessant.

Würde ich auswandern, hiesse mein Ziel dennoch: Málaga. Jedes Jahr bin ich einmal in dieser Stadt und jedes Jahr studiere ich die Wohnungsinserate in den Schaufenstern.

Im Sommer duftet es nach Orangenblüten, im Winter nach gebratenen Marroni. An jeder Ecke verkaufen die Bauern aus der Region Salzmandeln in selbstgedrehten Papiertüten. Das Sitzen in den vielen Cafés, der Blick auf die Passanten – es fühlt sich ein bisschen wie Kino an.

Lichterhimmel und Pastellfarben

Am nächsten Morgen sind nur noch ein paar Pfützen vom Regen übrig. Beim Frühstück auf der Plaza de la Merced schlüpfen wir aus unseren Pullovern. Es gibt getoastetes Brot mit Tomaten und frisch gepressten Orangensaft.

Später schlendern wir durch die Calle Larios, eine der bekanntesten Einkaufsstrassen Spaniens. An den Laternen baumeln Weihnachtssterne und über der Strasse glitzert ein Lichterhimmel wie in einem Barbie-Schloss.

Weitaus schöner sind die restaurierten Häuser aus dem 19. Jahrhundert, von denen jedes in einer anderen Pastellfarbe leuchtet. Beeindruckend auch die maurische Alcazaba, eine Festungsanlage zwischen römischen Ruinen und spanischem Castillo.

Auch die Städteplanung von Málaga ist faszinierend. Die Stadt hat eine riesige verkehrsfreie Altstadt ohne jeglichen Motorenlärm. Und einen neuen Hafenteil, den Paseo del Muelle Dos, an dem Kunst und Kommerz eine neue Heimat gefunden haben. Auf der breiten Promenade wächst eine Art tropischer Regenwald, in dessen Schatten man bis zum Meer spazieren kann.

Ein letztes Glas Wein – und noch eins

Am Strand gibt es frischen Fisch vom Grill, während das Meer in unseren Ohren plätschert. Und wie wir auf unser Essen warten, lassen uns die 20 Grad Celsius vergessen, dass wir im frostigen Basel wieder in unsere Winterstiefel steigen müssen.

Abends bestellen wir «medio platos» in der Vinería Cervantes, denn Schlemmen gehört zu dieser Stadt wie die umliegenden Berge, die sich für ausgedehnte Wanderungen anbieten. Es gibt Aubergine, in Honig geröstet, Entrecôte mit Tomaten, Wolfsbarsch mit Kürbispüree.

Als die Flasche Tomás Postigo geleert ist, wird es Zeit, heimzugehen. Im Schein der Strassenlaternen spazieren wir nach Hause. Dann aber dringen Klänge des verstorbenen

Flamencogitarristen Paco De Lucia an unsere Ohren. Vor der Bar La Tranca stauen sich die Leute wie an jedem anderen Abend der Woche. Und wir besorgen uns abermals ein letztes Glas Rotwein.

tageswoche.ch/+d67dc ×

Stilleben

Im Museo Picasso – ein Muss in der Geburtsstadt des Künstlers. Palacio de Buenavista, Calle San Agustín 8.

Schinken

Am Mercado Central Atarazanas an der Calle Atarazanas 10 gibt es Schinken, Oliven und andere spanische Spezialitäten.

Slow Food

Im Restaurant La Luz de Candela muss man unbedingt reservieren. Calle Dos Aceras 18–20.

Schlückchen

In der Bar La Tranca, dem Pendant zur Cargo Bar an der Calle Carretería 93, lässt es sich wunderbar Wein trinken.

Im Sommer riecht Málaga nach Orangen, im Winter nach Marroni.

FOTO: M. GNEHM



Kreuzworträtsel

Früchte, auch gut f. Schnaps	der Wolf als Fabeltier	Hypo... ist Basler Gewürzwein	himmlische Leuchterscheinung	schneller Lauf	Zuschlag, Aufgeld	Titel islamischer Herrscher	unsere Alp f. Deutsche	die Gasse in Basler Innenstadt	Heilsbotschaft Christi
kurzer Sonnabend	Zaghaftigkeit	er und Trug	etwas, was ähnlich gelagert ist	Gesichtsfeld in Kürze	Top-Level-Domain von Mauretanien	Gold, für Romands			
Teil des Bestecks	Compagnie, abgekürzt	Materie	steif, un-nachgiebig	Hauptstadt in Europa	Riesenschlange				
langer, zylindrischer Hohlkörper				Rückgaberecht, Abk.		Ausruf der Empörung			
abwehrfähig	muff, aber nur fast	lediglich		kostbares Schmuckstück	chem. Zeichen f. Helium				
man bringt es durch persönlichen Verzicht	war wichtiger Basler Arzt (Felix, 16. Jh.)	sowieso		Inselstaat in der Karibik	diebische Vögel	..st = Blödsinn			
Schwein	Dreifachvokal	Generalintendant, kurz	Gemüse, Hülsenfrucht	in Europa auch als Wisent bekannt	Staat an afrik. Westküste	Unglück, Kummer	Fluss in Montenegro		
Stadt in Norditalien	Basler Mäzenin Reihe v. Klippen			weibl. Hausziege				musik. Werk (Theater)	franz.: rund
		kurz f. Süd-südost	Filmtitel v. Spielberg	in der Nähe von			Dopingmittel (z.B. Velosport)		
kleiner Behälter	engl. für Gebühr		Zahlwort			Europäer von nördl. Insel (Pl.)			
schwimmende Insel aus Treibholz		Personalpronomen		dt. TV-Sender			..o..en = Himmelsrichtung		

HIER
KÖNNTE
IHR INSERAT
STEHEN

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

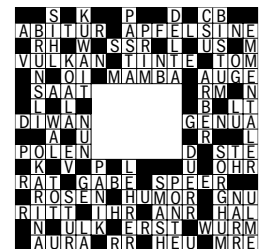
MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (1.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 28.12.2016. Lösungswort der letzten Woche:
DEKORATION



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Heidi Gehrig



Auflösung der Ausgabe Nr. 51

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 52/53;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Spitalstrasse 18,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Gabriel Brönnimann
(Leiter Region),
Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck, Ronja Beck
(Praktikantin),
Yen Duong, Andrea Fopp,
Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
Simone Janz (Praktikantin),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel

Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektur
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Martin Stohler,
Dominique Thommen,
Jakob Weber
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 120 Franken pro Jahr
Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



GREENPEACE

greenpeace.ch/arktis



WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Wegen des Klimawandels schmilzt das arktische Eis und damit der Lebensraum der Eisbären. Ölkonzerne riskieren mit ihren Bohrplänen zudem eine verheerende Ölpest.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:

Bsp. CHF 20.-: «GP ARKTIS 20» an 488 senden

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.





KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

ACOUSTIC-JAZZ-TRIO FÜR IHREN ANLASS

Erfahrenes Jazz-Trio aus Basel hat noch Termine frei. Wir spielen für Ihren Event, ob Geburtstagsfest, Geschäftsapéro, Hochzeiten, Jubiläumsfeier, Weihnachtsessen etc. Wir finden bei jeder Situation den rechten Ton und Song. Spezielle Besetzung mit Vibrafon, Saxofon und Kontrabass. Dezent und unaufdringlich.

SUCHEN MITBENUTZER/-BESITZER FÜR 200-JÄHRIGES BAUERNHAUS IN FRANKREICH

Paar sucht Mitbenutzer/-besitzer für 200-jähriges Bauernhaus – umgeben von 9 ha Wiesen, Wald und See. 2 Stunden westlich von Basel.

HERRENRAD SCHWARZ

Schwarzes Herrenrad in gutem Zustand, absolut funktionstüchtig und sofort fahrbereit. Das Fahrrad hat eine 18-Gang-Shimano-Kettenschaltung. Die 26"-Reifen haben noch ausreichend Profil. Die Bremsen funktionieren gut. Der Sattel ist von der Marke «fizik». Preis: Fr. 140.–.

TAGESFAMILIEN BIETEN LIEBEVOLLE BETREUUNG FÜR IHRE KINDER

Die Geschäftsstelle Tagesfamilien vermittelt subventionierte Plätze in Tagesfamilien für Kinder im Alter von zwei Monaten bis 14 Jahren. Die Tagesfamilien betreuen Kinder anderer Familien im eigenen Haushalt, integrieren die Kinder in ihren Familienalltag und betreuen und fördern diese altersgerecht. Im Zentrum der Betreuung steht immer das Wohl des Kindes.

FUNKKOPFHÖRER SONY

Funkkopfhörer, ideal zum TV Schauen, ohne den Nachbarn zu stören.
Wegen Nichtgebrauch Fr. 20.–.

GÜNSTIGE 140 M², 1-ZIMMER-LOFT-WOHNUNG ZU VERMIETEN!

Suche schweren Herzens Nachmieter per sofort oder 1. Februar 2017 für eine 1-Zimmer-Loft-Wohnung mit Traumküche in Basel. Wohnfläche 140 m² ohne Balkon. Nettomiete inkl. Fr. 1900.–.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

PRODUCT MANAGER W/M

Aufgabenbeschreibung:

- Verantwortung für das Produkt-Management für die bestehende «All-in-One-HR-Lösung» von jacando und dazugehöriger Projekte
- Planen und Managen von innovativen Neu- und Weiterentwicklungen und -Funktionen
- Aufgreifen von Markt- und Kundenbedürfnissen
- Fortlaufende Projektarbeit zur Verbesserung interner und externer Prozesse
- An der Schnittstelle zwischen Produkt-Management, Marketing, Sales und Customer Service bist Du zudem der kompetente Partner für Produktfragen in Deinen Fachbereichen